»Nennen Sie Eleanor Catton ein **Wunderkind**. Mit 28 Jahren hat sie als **jüngste Autorin aller Zeiten** den **Booker-Preis** gewonnen. Er ist jede Seite ihres eindrucksvollen fast 1000-seitigen und dennoch erstaunlich luftigen Romans wert!«

Entertainment Weekly

Auslieferung: 9. November 2015
Die Gestirne | ca. 1000 Seiten. | Geb. mit Schutzumschlag
ca. 24,99 € [D] ca. 25,70 € [A] ca. 35,50 CHF
ISBN: 978-3-442-75479-3
Das Hörbuch erscheint zeitgleich im Hörverlag.

www.btb-verlag.de

DIE GESTIRNE ELEANOR CATTON

IHR EXKLUSIVES MAGAZIN ZUM LESEEREIGNIS DES JAHRES

btb btb

DIE GESTIRNE

ELEANOR CATTON

IHR EXKLUSIVES MAGAZIN ZUM LESEEREIGNIS DES JAHRES

»Das Buch ist mit **Goldstaub** bestreut und in **Opium** getränkt.

Ein **viktorianisches Epos** fehlte der neuseeländischen Literatur bislang.

Catton hat gewagt, diese Lücke zu füllen.«

The Guardian

INHALT

© REUTERS/ Olivia Harris

Wenn der Goldstaub sich legt

Booker-Preis für »Die Gestirne« von Eleanor Catton

S. 4

Das große Interview

Eleanor Catton über Liebe, die Deutung der Sterne und Ruhm

S. 11

© Robert Catto

©Annette Pohnert

Aus der Übersetzerwerkstatt

Melanie Walz über die spannende Arbeit am Text

S. 18

Exklusive Leseprobe

S. 21

The New York Times

WENN DER GOLDSTAUB SICH LEGT

Booker-Preis für »Die Gestirne« von Eleanor Catton, Bill Roorbach, The New York Times, 16.10.2013

»Die Gestirne«, dieser beeindruckende zweite Roman Eleanor Cattons, für den sie 2013 mit dem Man Booker Prize ausgezeichnet wurde, besitzt viele Facetten – sehr viele Facetten –, aber neben allem anderen ist er letzten Endes eine Liebesgeschichte, die gut 1000 Seiten braucht, um sich zu erfüllen. Und er ist auch kein Roman im herkömmlichen Sinn, sondern ein erzählerisches Gespinst, das sich vor unseren Augen in Luft auflöst, eine astrologische Voraussage, die schwindet wie der abnehmende Mond, mit einem ersten Teil von knapp 500 Seiten Länge und einem letzten von wenigen Zeilen. Aber diese Zeilen haben es in sich.

In dem Maß, in dem die Struktur des Romans sich entzieht, enthüllt die wachsende Finsternis ein Firmament, das seinen eigenen Gesetzen folgt, von der Autorin mit astrologischen Karten angereichert, die ich zwar nicht deuten konnte, aber trotzdem fasziniert betrachtet habe. Ein Dutzend Hauptfiguren wechselt sich darin ab, die Geschehnisse aus jeweils eigener Sicht zu berichten. Sie präsentieren und arrangieren ausgedehnte Szenen, erleiden Schusswunden und Vergiftungen, werden aus Kalkül Huren, überleben Seestürme, entdecken in Kleider eingenähte Schätze, verlieren den Fund und finden ihn wieder. Wir begegnen einander entfremdeten Brüdern, unternehmungslustigen Geistlichen, unehrlichen Magnaten, investigativen Journalisten, Maori-Weisen, Trickbetrügern und chinesischen Goldsuchern. Zuletzt gilt unsere Anteilnahme den eingangs erwähnten Liebenden, die durch Schicksal und menschliche Machenschaften getrennt wurden und denen wir bei allen Wirrnissen ein gutes Ende wünschen.

Die Lektüre ist sehr vergnüglich,

© Janie Airey

BOOKER-PREIS 2013 für Eleanor Catton

fast so, als würde man ein Kreuzworträtsel zum Thema Charlotte Brontë lösen – was manche Leser zur Verzweiflung treiben, in anderen aber sportlichen Ehrgeiz wecken dürfte. Ich habe beide Wirkungen am eigenen Leib erfahren: In neidloser Bewunderung des unerschöpflichen Wissens und der hohen erzählerischen Kunst dieser jungen Neuseeländerin verlor ich manchmal den Faden, wünschte mir hin und wieder weniger kühle Distanz, genoss die gewollt altmodisch ausführlichen Kapitelüberschriften, staunte über das astrologische Fachwissen, recherchierte dauernd im Internet, kratzte mich ratlos am Kopf, lachte vor Begeisterung und seufzte vor Befriedigung, blätterte zurück und las mit neugieriger Erwartung gebannt weiter.

Zeit der Handlung sind die späten sechziger Jahre des 19. Jahrhunderts, Schauplatz ist die Goldrausch-Stadt Hokitika im wilden Südwesten Neuseelands, wo die Maori seit Jahrhunderten Pounamu – eine Art Jade – förderten, einen von ihnen verehrten heiligen Stein. Dass in dieser Gegend auch

unheiliges Gold gefunden werden kann, interessiert die Ureinwohner nicht, wohl aber die europäischen Einwanderer. Hokitika ist erst wenige Jahre alt, aber es gibt bereits stattliche Herrenhäuser, ein Gefängnis, das einen Neubau erhalten soll, ein Gericht, eine eigene Zeitung, Bars in Hotels, Bordelle und Banken und einen lebhaften Schiffsverkehr in dem Hafen mit seiner gefährlichen Einfahrt. Die Geschichte beginnt – wie könnte es anders sein? – in einer dunklen und stürmischen Nacht mit der Ankunft eines bis auf die Knochen durchnässten jungen schottischen Anwalts namens Walter Moody, der auf der Flucht vor dem Unglück zu Hause sein Glück als Goldsucher in Neuseeland machen will.

Im Crown Hotel begibt Moody sich in das Rauchzimmer, um sich aufzuwärmen, und trifft dort auf eine Versammlung von zwölf Männern, die sich verdächtig unverdächtig benehmen. Schnell ahnt Moody, dass sie sich nicht zufällig eingefunden haben. Nachdem die zwölf den jungen Schotten kritisch beäugt und ausgefragt haben, ziehen sie ihn ins Vertrauen: Jeder von ihnen sieht sich unwillentlich in ein mysteriöses Netz von Verbrechen verwickelt, und sie wollen gemeinsam Aufklärung schaffen. Obwohl Moody auf dem Schiff etwas Grauenhaftes erlebt hat, tritt er so kühl und gelassen auf, dass er sich das Vertrauen der zwölf Männer erwirbt.

Einer nach dem anderen berichten die Anwesenden nun ihre Sicht der Dinge, und der Leser versucht genau wie Moody, aus den vielen Facetten, die sie präsentieren, ein einheitliches Bild zu gewinnen.

Ein einsiedlerischer Goldgräber ist in einer Hütte in den Bergen ums Leben gekommen. Ein Vermögen ist verschwunden. Verwickelt in diese Vorgänge sind offenbar ein ehrgeiziger Politiker, ein dubioser Schiffskapitän, eine misshandelte Prostituierte, ein versklavter chinesischer Arbeiter und ein stoischer Maori-Jadesammler. Hinzu kommt das unerklärliche Verschwinden eines allseits beliebten jungen Goldgräbers, des reichsten Manns von Hokitika, und das plötzliche Auftauchen der vorgeblichen Witwe des verstorbenen Einsiedlers. Allgemeines Erstaunen, dass dieser eigenbrötlerische alte Einzelgänger verheiratet gewesen sein soll. Und die neu auf der Bildfläche erschienene Ehefrau ist eine vormalige Puffmutter, die sich nun ein respektables Ansehen verschaffen will, indem sie Seancen veranstaltet. Goldgräber glauben an Zeichen und Voraussagen.

Je weiter die Geschichte sich entfaltet und je mehr Einzelheiten offenbart werden, desto mehr verdichtet sich das Geheimnis und spornt die Neugier des Lesers an.

Personen, die zuerst liebenswert erschienen, offenbaren unerwartete Abgründe, Leute, die verachtenswert erschienen, zeigen unverhoffte Züge von Menschlichkeit. Die bedauernswerte opiumsüchtige Hure entpuppt sich als gutherziges Geschöpf, das von der ehemaligen Puffmutter in das Gewerbe genötigt wurde und ihr nun als Medium bei den Seancen dienen soll. Aber Anna, die Hure, ist zugleich die große Liebe des verschwundenen reichen Goldgräbers, und in einem atemberaubenden Finale finden diese zwei Gestirne (Sonne und Mond) zueinander.

»Die Gestirne« ist ein Buch, das Staunen macht. Eleanor Catton ist es nicht nur gelungen, eine bewundernswerte Parodie auf den Sensationsroman des 19. Jahrhunderts zu schaffen, sondern wie nebenbei einen Roman des 21. Jahrhunderts zu schreiben, etwas völlig Neues. Die Seiten fliegen beim Lesen nur so dahin, eine Welt eröffnet sich vor unseren Augen und verschließt sich wieder, und die Seele der Menschen wird in all ihrer Widersprüchlichkeit enthüllt. Und in ihrer Größe. Was den Umfang betrifft, kann ich nur sagen, dass ein so fesselndes Buch gar nicht umfangreich genug sein kann.

ELEANOR CATTON
»Die Gestirne«
Roman | Aus dem Englischen von Melanie Walz | ca. 1000 Seiten

Erscheint am
09. NOVEMBER 2015

»Tun Sie sich einen Gefallen und lesen Sie ›Die Gestirne‹! **Sie werden das Buch verschlingen** und danach feststellen, dass Sie so schnell keines mehr finden werden, das auch nur annähernd **so großartig und aufregend** ist.«

The Independent

»Sich in eine fiktive Figur zu verlieben, ist **eine der größten Freuden** im Leben, davon ist Eleanor Catton überzeugt. Die Leser ihres Romans ›Die Gestirne‹ werden **schlicht verzaubert** sein von ihren Charakteren.«

Toronto Star

»Von Eleanor Cattons beeindruckendem Können und **ihrer mitreißenden Begeisterung** lassen wir uns vertrauensvoll überallhin und in jede Zeit mitnehmen. **Eine außergewöhnliche Fähigkeit.**«

Globe and Mail

»Der perfekte literarische **Page-Turner.**«

The Guardian

»Ein Roman, ebenso **wunderschön** wie erfolgreich!«

Daily Mail

© Robert Catto

»Neulich stellte ich fest, dass ich am selben Tag Geburtstag habe wie F. Scott Fitzgerald.«

Ein Gespräch mit Eleanor Catton über Liebe, die Deutung der Sterne und Ruhm

Das Interview führte Joan Fleming
für die Website »The Lumière Reader«, lumiere.net.nz

J. F. Seit der Verleihung des Booker-Preises haben Sie zahllose Interviews gegeben. Wozu würden Sie sich inzwischen am liebsten nicht mehr äußern?

E. C. Zu meinem Alter und zum Umfang des Buchs. Einmal wurde ich gefragt, ob ich die Absicht gehabt hätte, die bisher jüngste Booker-Preis-Gewinnerin zu werden. Ich sah die Dame etwas befremdet an, und sie beeilte sich, ihre Frage zu präzisieren: Nun ja, ob ich beabsichtigt hätte, das umfangreichste Buch zu schreiben, das je mit dem Booker-Preis ausgezeichnet wurde. Ich weiß nicht, was man auf solche Fragen antworten soll. Leider wurden sie oft gestellt. Offenbar verwechseln die Leute das Schreiben mit der Jagd nach Rekorden. Ich hatte nicht vor, einen Rekord aufzustellen.

Sie haben einmal gesagt, in »Die Gestirne« sei mehr von Ihnen eingegangen als in Ihren ersten Roman »Anatomie des Erwachens«. Wie ist das zu verstehen?

Als ich »Die Gestirne« schrieb, musste ich in gewisser Weise mein Inneres entblößen. Ich musste mehr riskieren, und damit gibt man viel von sich preis: Ich musste mich der eigenen Feigheit und den Grenzen meines Könnens stellen, bevor ich meine Hemmungen überwinden konnte. Vielleicht könnte man sagen, dass das, was von mir in das Buch eingegangen ist, eng mit dem allwissenden Erzähler verwoben ist, aber auch mit dem Umstand, dass es in dem Buch so viele männliche Protagonisten gibt; weil es für mich keinen eigenen Platz gab, musste ich überall sein, wenn Sie mich verstehen. Auf den ersten Blick könnte man denken, mit den Figuren in »Die Anatomie des Erwachens« hätte ich mehr Gemeinsamkeiten, aber als denkender und fühlender Mensch finde ich mich in »Die Gestirne« viel stärker wieder. Dieses Buch glaubt an das, woran ich glaube, es sucht, was ich suche, irrt sich, wie ich mich irre, und liebt, was ich liebe.

Darf ich das fragen? Was lieben Sie?

Ich liebe unbedachte Formen der Liebe – Enthusiasmus, Leidenschaft, abgöttische Liebe. Emery

Staines, in dem Roman zuerst die Sonne und später der Mond, ist für mich das liebende Herz des Buchs. Er ist fürchterlich naiv. Aber seine Naivität ist eine Art hoffnungsvoller Projektion, eine eigenwillige Freude an allem, was merkwürdig ist, und an allem, was gut ist. Menschen wie ihn liebe ich, Menschen, die sich lieber bezaubern und täuschen lassen, als zynisch und ehrbar zu sein.

»Dieses Buch glaubt an das, woran ich glaube, es sucht, was ich suche, irrt sich, wie ich mich irre, und liebt, was ich liebe.«

Ich wüsste gern, in wieweit die Psyche der Figuren astrologischen Lehrsätzen entspricht. Die völlige Ichbezogenheit des Bankiers Charlie Frost, seine Unfähigkeit, sich in andere hineinzuversetzen oder sie auch nur wahrzunehmen, ist das typisch für einen Stier? Oder nur typisch für Charlie Frost?

Die Astrologie ist geschlechtsorientiert. Die gleichen Voraussetzungen manifestieren sich unterschiedlich bei Männern und Frauen, weil Männer und Frauen in unserer Zivilisation ganz verschieden behandelt werden – abhängig vom Geschlecht werden manche Persönlichkeitseigenschaften befürwortet und andere bemängelt. Harald Nilssen, der Kaufmann, hat als Waage zum Beispiel einiges von mir, aber auf gebrochene Weise; als männliche Waage teilt er das Geschlecht mit seinem Tierkreiszeichen (als Luftzeichen ist die Waage männlich), und deshalb verkörpert er das Wesen der Waage. Als weibliche Waage, als Frau, die unter einem männlichen Tierkreiszeichen geboren wurde, stelle ich es dar. Ein männlicher Stier könnte sich mit Frost identifizieren – die Subjektivität ist der Schlüssel des Empfindens des Stiers, von Männern dargestellt, von Frauen verkörpert –, aber man kann sich nur mit jemandem identifizieren, wenn man dazu bereit ist. Mir gefällt die Unterscheidung zischen Verkörpern und Darstellen, sie hat vielleicht etwas mit C. G. Jungs Unterscheidung zwischen Introversion und Extraversion

gemeinsam, indem sie sich auf eine unterschiedliche Richtung oder Bewegung bezieht. Virginia Woolf und James Joyce sind ein gutes Beispiel; beide waren Wassermann, was sie darstellte und er verkörperte. Neulich stellte ich fest, dass ich am selben Tag Geburtstag habe wie F. Scott Fitzgerald, und mir gefällt die Vorstellung, ich könnte darstellen, was er als Person verkörperte. Doch dann stellte ich fest, dass David Cameron am selben Tag Geburtstag hat wie P. J. Harvey – na, danke.

Wie schätzen Sie die weltweite Aufnahme der neuseeländischen Literatur ein? Gibt es eine stereotype Reaktion, wenn Leute erfahren, dass Sie Neuseeländerin sind?

Im Allgemeinen scheint man sich darüber zu wundern, dass ich hier lebe, als wäre Neuseeland ein Ort, den man verlässt, nicht einer, wo man bleibt. Man fragt mich, ob ich bald nach New York oder nach London ziehen will. Aber ich habe eigentlich nie den Eindruck, dass mein Schreiben mit dem Schreiben anderer neuseeländischer Autoren verglichen wird oder dass man mich in eine neuseeländische literarische Tradition einzuordnen versucht. Ich glaube, dass es außerhalb unseres Landes keinen ausgeprägten Begriff von neuseeländischer Literatur gibt.

»Ich kann gar nicht sagen, wie oft ich mich beim Lesen der Harry-Potter-Bücher schier totgelacht habe …«

Der Schauplatz Ihres Romans »Die Gestirne« ist aber unübersehbar Neuseeland. Finden Sie Ihr Buch auch auf andere Weise mit einem »neuseeländischen Schreiben« verbunden – wie man es auch definieren mag?

E. C. Eine der Merkwürdigkeiten des Neuseeland-Goldfiebers bestand darin, wie wenige der Goldsucher im Land blieben; ein Goldfund galt als Weg nach Hause. Ich habe den Eindruck, dass in Neuseeland noch immer die Vorstellung gilt, wenn man es

zu Geld bringt, sollte man dieses Geld am besten anderswo ausgeben – als wäre ein Leben in London oder New York lebenswerter, lebendiger oder interessanter als ein Leben in Wellington oder Christchurch. Te Rau Tauwhare und Charlie Frost sind die zwei Figuren meines Romans, die in Neuseeland geboren sind, und als Widder und Stier versinnbildlichen sie Objektives und Subjektives, Adam und Eva der zwölfteiligen Geschichte des Tierkreises. Ich stelle mir gern die Geschichte Neuseelands als Mischung aus beiden vor: stolz wie Tauwhare und gleichzeitig gehemmt wie Frost. Ich weiß, dass ich mich davor gedrückt habe, Ihre Frage zu beantworten; wahrscheinlich liegt es daran, dass es mir leichter fällt, Geisteshaltungen in der neuseeländischen Literatur auszumachen als Traditionen. Auch das könnte eine Art Tradition sein: dass gefühlsmäßige Verbindungen unsere Literatur stärker geprägt haben als formale Verbindungen, wenn man es so nennen will.

Sie sagten, »Die Gestirne« seien eine Reaktion auf angestrengt intellektuelle Romane ohne jeden Humor. Und tatsächlich sind »Die Gestirne« nicht nur eine dicke Ladung Handlung, Psychologie und Philosophie, sondern darüber hinaus unvergleichlich unterhaltsam und witzig. Beim Lesen habe ich mich immer wieder dabei überrascht, dass ich laut auflachen musste. Gibt es eine literarische Tradition dieser ernsten Unernsthaftigkeit, der Sie sich verbunden fühlen?

Selbstverständlich: Kinderbücher. Kinderbücher haben immer eine ethische und moralische Botschaft, sie sind fast immer sehr lustig und sind ausnahmslos Zaubergeschichten. Die in ein System gebrachte Zauberei in Kinderbüchern kann man mit den Grenzen des philosophischen Gedankenexperiments vergleichen – ein Kinderbuch ist sinnlos, wenn es nicht witzig und lustig ist. Ich kann gar nicht sagen, wie oft ich mich beim Lesen der Harry-Potter-Bücher schier totgelacht habe, aber ich könnte auch nicht sagen, wie viel Zeit ich damit zugebracht habe, über die Liebe, über Opfer und Mut nachzudenken, wie sie in diesen Büchern ergründet werden.

Die astrologische Struktur des Romans bewirkt einen Dialog zwischen Schicksal und Zufall, zwischen Natur und Erziehung, zwischen Umständen und Glück. Aus astrologischer Sicht könnte man sagen, dass jede Entscheidung der Figuren vorherbestimmt ist – ihre Schritte sind vorherbestimmt in Einklang mit der Sternenkonstellation zu ihrer Geburtsstunde. Der Plot wird durch verblüffende »Zufälle« vorangetrieben, und die Protagonisten sind miteinander verwoben und verbunden. Diese labyrinthischen Beziehungsgeflechte haben als Hintergrund eine Stadt des Goldrauschs in unbeständigen Zeiten, in einer Zeit, in der das Geschick eines Mannes oder einer Frau sich über Nacht unversehens wandeln konnte. Glauben Sie an das Glück oder an das Schicksal, an die Vorherrschaft der Natur über die Erziehung?

Als ich astrologische Karten zu Rate zog, um das Muster meines Plots zu entwerfen, bestimmte ich in gewisser Weise die Form meiner Geschichte, aber der Begriff der Vorherbestimmung hat letztlich keinen Sinn für das Entstehen eines Romans, der sich im Lauf der Zeit von selbst ergibt.

»Können Sie sich einen Roman ohne Zufälle vorstellen?«

Ich habe jedes Tierkreiszeichen bewusst ausgesucht und habe mir trotzdem erforderlichenfalls alle Freiheiten gelassen. Oft genug fand ich mich an die Wand gefahren und war wochenlang ratlos, mit dem Muster konfrontiert, ohne herauszufinden, wie ich damit umgehen sollte, wie die einzelnen Tierkreiszeichen untereinander kommunizieren. Mein Plot enthält viele Zufälle, und manche sind alberner als andere. Aber können Sie sich einen Roman ohne Zufälle vorstellen? Ich weiß nicht, ob das überhaupt möglich ist. Geschichten brauchen Verbindungen, und das sind die Zufälle.

Glück und Schicksal oder der Konflikt zwischen Natur und Erziehung sind für meine Begriffe Interpretationsmöglichkeiten; ihr Nutzen hängt für mich davon ab, welche Bedeutung sie generieren.

Was mir gar nicht gefällt, ist die Art und Weise, in der im letzten Jahrhundert die wohlhabenden und konservativen Kreisen sie vereinnahmt haben, aber ich glaube, sie können alle drei nützlich sein, wenn man nach einem Sinn sucht. Manchmal kann es immens sinnstiftend und deshalb immens notwendig sein, an das Glück, das Schicksal oder die Natur zu glauben. Gegen Ende des Romans stellt sich heraus, dass Emery Staines' Glückssträhne genauso übertrieben worden war wie Annas Glücklosigkeit; letztlich haben die anderen in beide das hineinprojiziert, was ihnen selbst entspricht, ihren Wertvorstellungen, ihren Wünschen.

Der Booker-Preis verändert vieles – für Sie, für Ihre Schriftstellerlaufbahn und auch für Ihr Bankkonto. Was planen Sie mit dem Geld?

Ich glaube, ich werde etwas Vernünftiges tun und mir ein Haus kaufen – eine aufregende Vorstellung für jemanden, der nichts lieber tut, als Möbel umzustellen (zum Entsetzen meines Freundes und zum Entzücken unserer Katzen). Die Dankesschuld, die ich beim Schreiben der »Gestirne« angesammelt habe, kann ich nicht mit Geld abtragen. Ich will unbedingt weiter am Manukau Institute of Technology unterrichten, die Freundschaften lebendig erhalten, die mir wichtig sind, und die Beziehung zu meiner Familie.

INTERVIEW mit Eleanor Catton, von Joan Fleming am 4.11.2013.

© REUTERS/ Olivia Harris

Eleanor Catton kommt nach Deutschland!

Lesungen im Literarischen Colloquium Berlin und in den Literaturhäusern Hamburg, Köln und München, vom 16. bis 20. November 2015.

»Ich könnte jetzt als Goldschürfer arbeiten – oder als Medium in einem Wahrsagerbetrieb.«

Literaturübersetzerin Melanie Walz über ihre spannende Arbeit am Text

Eleanor Catton hat in ihrem Roman ein historisches Panorama entworfen, das nicht nur ein Bild des Goldrauschs im Neuseeland der Mitte des 19. Jahrhunderts entfaltet, sondern auch die sozialen und kulturellen Gegebenheiten der Herkunftsländer der nicht neuseeländischen Protagonisten der Geschichte beleuchtet. Dieses anspruchsvolle Unterfangen hat sie mit einer formalen Besonderheit unterfüttert: Das Buch besteht aus zwölf Teilen, entsprechend den zwölf „Häusern", den Abschnitten oder Zeichen des Tierkreises; den ersten Teil bilden zehn Unterabteilungen, die den astrologischen Konstellationen von zehn Protagonisten zugeordnet sind, den zweiten Teil elf Abteilungen, von denen zehn wiederum zehn Protagonisten gelten, und im Verlauf der Erzählung werden die Teile und Unterabteilungen immer kürzer, während die erläuternden Überschriften im gleichen Verhältnis immer ausführlicher werden, bis zuletzt die Überschriften länger sind als der eigentliche Text des entsprechenden Kapitels, und all das ist in Anlehnung an astrologische Konventionen angelegt.

Bei der Lektüre des Romans war mein erster Eindruck ein doppelter; zum einen der Eindruck der beinahe schlafwandlerischen Sicherheit der Verfasserin im Verfügen über ihr sprachliches Repertoire, ihr Stilbewusstsein, das sie eine gratwandlerische Balance wahren lässt, die sie vor dem Absturz

in platte historisierende Klischees ebenso bewahrt wie vor einem allzu hochgestochenen »feinen« Ton oder – schlimmer noch – dem Verfallen in das ermüdende Aufzählen all der interessanten Fakten, die man im Lauf seiner Recherchen ausgegraben hat. Und zum anderen war es der Eindruck der Raffinesse, mit der sie die Geschichte, die sie erzählt, gewissermaßen vom Ende her aufrollt, indem sie jeden Protagonisten seine Sicht der Dinge darstellen lässt, woraus sich erst nach und nach ein Gesamtbild ergibt, das bis zum Ende lückenhaft bleibt und erst auf den letzten Seiten vollendet wird. Es ging mir beim Lesen dieses Romans fast ein bisschen wie bei Quentin Tarantinos Film »Pulp Fiction« – nach der ersten Lektüre will man das Buch sofort noch einmal lesen, um endlich zu wissen, wo es wirklich anfängt und aufhört. Kann man über einen Roman etwas Besseres sagen?

Als ich das Manuskript gelesen hatte, wusste ich sofort, dass ich dieses Buch gerne übersetzen würde. Das ständige Austarieren, wie man die sehr überlegte und gekonnte Sprache Eleanor Cattons in eine passende deutsche Form gießen soll oder kann – nicht übertrieben modern, nicht altertümelnd, ist ein Vergnügen. Und oft muss man einfach beherzt auf die eigene Inspiration vertrauen, um eine gute Lösung zu finden.

Nach Abschluss der Übersetzung werde ich – darauf darf ich vertrauen – in der Lage sein, jederzeit in einem neuen Goldfundgebiet als Goldschürferlehrjunge zu arbeiten, notfalls auch in einem Wahrsagerbetrieb als Pseudomedium oder schlimmstenfalls als Schankkraft in einem mittelklassigen Bordell. Und all das werde ich Eleanor Cattons Roman verdanken.

©Annette Pohnert

MELANIE WALZ, *1953 in Essen geboren, übersetzte u. a. A. S. Byatt, Charles Dickens, John Cowper Powys, Lawrence Norfolk, Annie Proulx und R. L. Stevenson. 1999 wurde sie mit dem Zuger Übersetzer-Stipendium, 2001 mit dem Heinrich-Maria-Ledig-Rowohlt-Preis ausgezeichnet.*

ELEANOR CATTON
DIE GESTIRNE

Aus dem Englischen von Melanie Walz | Roman
ca. 1000 Seiten | Gebunden mit Schutzumschlag
Format: 13,5 x 21,5 cm
ca. 24,99 € [D] / ca. 25,70 € [A] / ca. 35,50 CHF
ISBN 978-3-442-75479-3

09. NOVEMBER 2015

HÖRBUCH

Gelesen von Sascha Rotermund
4 mp3-CDs | ca. 40 Std.
ISBN 978-3-8445-1908-2
24,99 € [D] / 28,10 € [A] / 36,90 CHF
Der Hörverlag

ERSCHEINT ZEITGLEICH

ELEANOR CATTON
DIE GESTIRNE

ROMAN

Aus dem Englischen von
Melanie Walz

EXKLUSIVE LESEPROBE

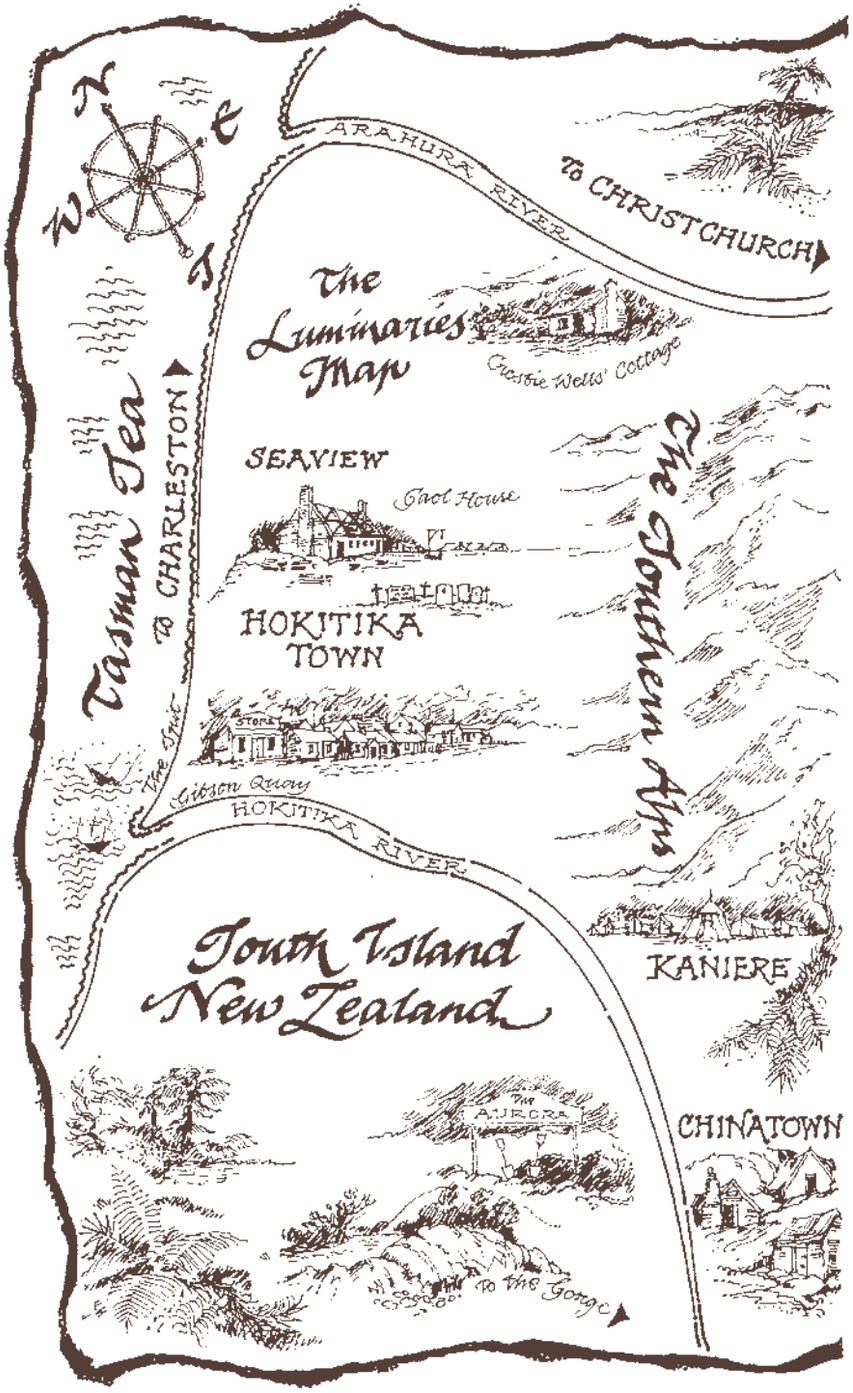
Für Pop, der die Sterne sieht,
und für Jude, der ihre Klänge hört

AN DEN LESER

Die Sternbilder und Planetenstellungen in diesem Buch wurden auf astronomischer Grundlage berechnet. Das bedeutet, dass wir das Himmelsphänomen der sogenannten Präzession anerkennen, also der Verschiebung des Frühlingspunktes – der astrologischen Entsprechung des Greenwich-Meridians – aufgrund der Kreiselbewegung der Erde. In früheren Zeiten fand die Tagundnachtgleiche im Frühling (in südlichen Breiten die Herbst-Tagundnachtgleiche) statt, als sich die Sonne im ersten Tierkreiszeichen Widder befand.

Inzwischen befindet sich die Sonne zu diesem Zeitpunkt im zwölften Zeichen, dem der Fische. Folglich verschiebt sich, wie die Leser dieses Buches bemerken werden, jedes Tierkreiszeichen um ungefähr einen Monat nach hinten – anders als in der allgemein bekannten Astrologie. Mit dieser Korrektur wollen wir der herkömmlichen Astrologie keineswegs zu nahe treten; wir erlauben uns allerdings die Feststellung, dass das Festhalten an obigem Irrtum in Widerspruch zu dem unstreitigen Wissen unseres 19. Jahrhunderts über das Firmament erfolgt. Und wir wagen darüber hinaus die Vermutung, dass diese Haltung ihrem Wesen nach dem Zeichen Fische entspricht – eine Haltung, die in der Tat bezeichnend ist für Menschen, die im Fische-Zeitalter geboren wurden, einer Zeit der Spiegel, der Hartnäckigkeit, des Instinktes, der Zweiheit und der Heimlichkeiten. Dies mag uns genügen. Es festigt abermals unser Vertrauen in den unendlichen und wissenden Einfluss des

endlosen Himmels.



VERZEICHNIS DER HANDELNDEN PERSONEN

STERNE:	VERWANDTE HÄUSER:
Te Rau Tauwhare, Jadesucher	Die Wells-Hütte (Arahura Valley)
Charlie Frost, Bankier	Die Reservebank (Revell Street)
Benjamin Löwenthal, Zeitungsherausgeber	Das Büro der West Coast Times (Weld Street)
Edgar Clinch, Hotelier	Das Gridiron-Hotel (Revell Street)
Dick Mannering, Goldfeldmagnat	Die Aurora-Goldmine (Kaniere)
Quee Long, Goldschmied	»Chinatown Forge« (Kaniere)
Harald Nilssen, Handelsagent	Nilssen & Co. (Gibson Quai)
Joseph Pritchard, Apotheker	Die Opiumhöhle (Kaniere)
Thomas Balfour, Spediteur	Godspeed (eine Bark, in Port Chalmers registriert)
Aubert Gascoigne, Gerichtsschreiber	Gerichtsgebäude von Hokitika (Sitz des Polizeirichters)
Sook Yongshen, Hutmacher	Das Wayfarer's Fortune (Revell Street)
	Das Gefängnis von Hokitika (Seaview)
Cowell Devlin, Geistlicher	

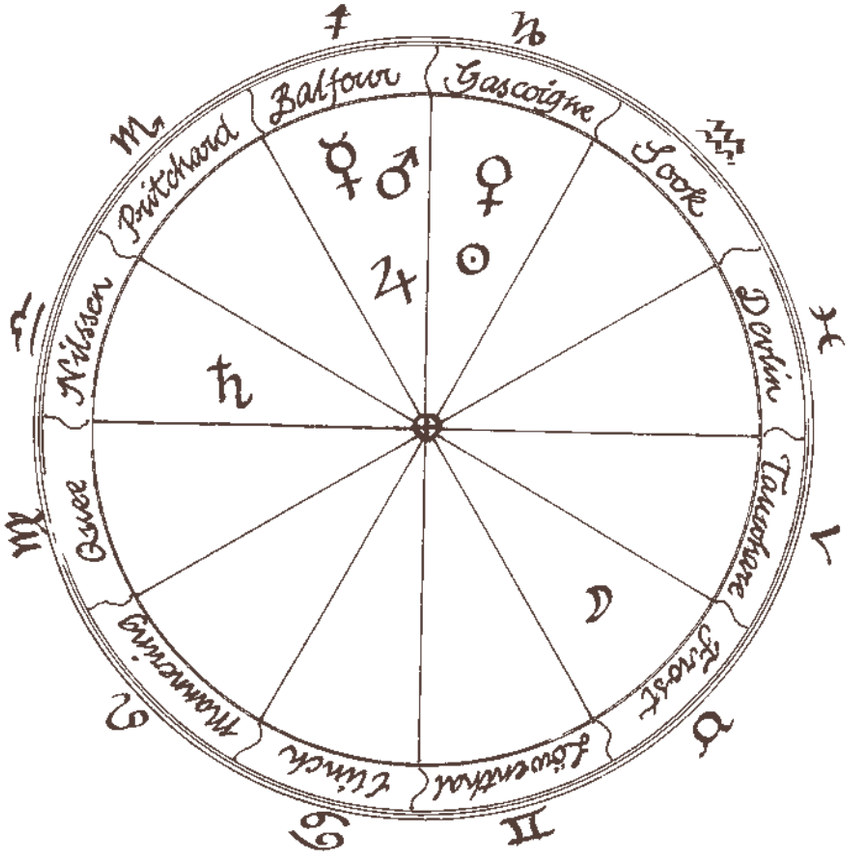
PLANETEN:	VERWANDTE EINFLÜSSE:
Walter Moody	
Lydia (Wells) Carver, geborene Greenway	Vernunft
Francis Carver	Begehren
Alistair Lauderback	Kraft
George Shepard	Herrschaft
Anna Wetherell	Beschränkung
Emery Staines	Äußerstes (vormals Innerstes)
	Innerstes (vormals Äußerstes)

TERRA FIRMA:	
Crosbie Wells	(verstorben)

Teil Eins

Eine Sphäre innerhalb einer Sphäre

27 Januar 1866
42° 43' 0" S ∫ 170° 58' 0" O



Merkur im Haus des Schützen

In welchem Kapitel ein Fremder nach Hokitika kommt, eine geheime Versammlung gestört wird, Walter Moody seine neuesten Erinnerungen verbirgt und Thomas Balfour eine Geschichte zu erzählen beginnt.

Die im Rauchzimmer des Crown Hotel versammelten zwölf Männer wirkten, als hätten sie sich dort zufällig eingefunden. Aus ihrem Betragen und ihrer Kleidung zu folgern – Gehrock, Frack, Seemannsjacken mit Gürtel und Beinknöpfen, gelber Moleskin, Kammertuch und Serge –, hätten sie zwölf Fremde in einem Eisenbahnwaggon sein können, jeder von ihnen auf dem Weg zu einem anderen Viertel einer Stadt mit genug Nebel und Wasserläufen, um sie voneinander zu trennen; und wahrhaftig bewirkte die absichtsvolle Absonderung jedes Einzelnen, wie er über seiner Zeitung brütete, sich vorbeugte, um seine Tabakasche in den Kamin zu schnipsen, oder die gespreizte Hand auf den grünen Flanell legte, um den nächsten Billardstoß abzuwägen, ebenjene Art geradezu greifbarer Stille, wie sie spätabends in der Eisenbahn eintritt – doch hier nicht vom Schnaufen und Rattern der Wagen übertönt, sondern vom lauten Prasseln des Regens.

Diesen Eindruck gewann Mr. Walter Moody, als er in der Tür stand, die Hand am Türrahmen. Er hatte keinerlei private Besprechung gestört, denn die Sprechenden waren verstummt, sobald sie seine Schritte im Flur gehört hatten, und als er die Tür öffnete, widmete sich jeder der zwölf Männer wieder seiner Beschäftigung (seitens der Billardspieler nicht allzu überzeugend, denn sie hatten ihre Positionen vergessen)

mit so bemühter Konzentration, dass keiner von ihnen den Blick hob, als er das Zimmer betrat.

Die ungeteilte Unmissverständlichkeit, mit der die Männer ihn ignorierten, hätte vielleicht Mr. Moodys Interesse geweckt, wenn er körperlich und seelisch er selbst gewesen wäre. Doch in seiner gegenwärtigen Lage war ihm unwohl und unsicher zumute. Er hatte gewusst, dass die Fahrt nach West Canterbury schlimmstenfalls tödlich enden konnte in dem grenzenlosen wogenden Wellental aus weißschäumenden Wassern und Gischt, das am sturmverwüsteten Friedhof von Hokitika endete, doch auf die besonderen Schrecknisse dieser Reise war er nicht vorbereitet gewesen, und auch nun konnte er nicht darüber sprechen, nicht einmal im Selbstgespräch. Moody bezeigte von Natur aus wenig Nachsicht mit den eigenen Schwächen – bei Ängsten und Krankheiten kehrte er sich nach innen –, und deshalb unterlief ihm das höchst untypische Versäumnis, die Stimmung in dem Raum, den er soeben betreten hatte, zu beurteilen.

Von Natur aus machte Moody den Eindruck eines offenen und aufmerksamen Menschen. Seine grauen Augen waren groß und stetig im Ausdruck, und sein beweglicher knabenhafter Mund trug für gewöhnlich den Ausdruck höflichen Interesses. Seine Haare neigten zu dichtem Lockenwuchs; in früheren Tagen waren sie ihm bis auf die Schultern gefallen, doch nun war sein Haar dicht am Schädel geschnitten, seitlich gescheitelt und mit einer süßlich duftenden Pomade glattgekämmt, die die goldene Tönung der Haare zu einem öligen Braun herabstimmte. Stirn und Wangen waren ebenmäßig geformt, die Nase war gerade, der Teint makellos. Er war noch keine achtundzwanzig Jahre alt, bewegte sich schnell und gewandt und besaß die lebhafte, unschuldige Energie, die weder von Gutgläubigkeit noch von Bosheit gefärbt ist. Er trat auf

wie ein diskreter und intelligenter Butler, und deshalb zogen ihn oft gerade die Verschlossensten in ihr Vertrauen, oder man bat ihn, zwischen Leuten zu verhandeln, die er erst seit Kurzem kannte. Sein Äußeres verriet wie gesagt sehr wenig über sein Wesen, und es war dazu angetan, anderen sofort Vertrauen, einzuflößen.

Moody war sich der Vorteile seines unergründlichen Zaubers sehr wohl bewusst. Wie die meisten ausnehmend schönen Menschen hatte er das eigene Spiegelbild eingehend studiert und kannte sich in gewisser Weise am besten von außen; er sah sich immer in einer Kammer seines Geistes von außen. Er hatte viele Stunden in seinem Ankleidezimmer verbracht, wo der Spiegel sein Bild in die Ansicht aus Profil, Halbprofil und Gegenüber zerteilte: van Dycks Porträt von Charles I., allerdings wesentlich beeindruckender. Dies war eine heimliche Übung, die er vermutlich nicht gern zugegeben hätte – denn wie unumschränkt verdammen die Moralapostel unserer Tage die Selbstbeobachtung! Als gäbe es keine Beziehung zwischen dem Ich und dem Ich, als sähe man nur in den Spiegel, um die eigene Arroganz zu bestätigen, als wäre der Vorgang der Selbstbetrachtung nicht ebenso subtil, gefahrvoll und unbeständig wie jede Verbindung zwischen gleichgestimmten Seelen. Moodys Faszination hielt ihn weniger dazu an, die eigene Schönheit zu bewundern, als sie zu beherrschen. Zweifellos verspürte er einen angenehmen Kitzel der Befriedigung, wenn er das eigene Spiegelbild in einem Schaufenster erblickte oder des Nachts in einer Fensterscheibe, doch es war eine Empfindung, wie ein Ingenieur sie haben könnte, der zufällig eine Maschine erblickt, die er selbst konstruiert hat, und sieht, dass sie alle Erwartungen erfüllt, blinkt und blitzt, gut geölt ist und so funktioniert, wie er es vorgesehen hatte.

Moody sah sich nun vor seinem inneren Auge, im Türrah-

men zu dem Rauchzimmer, und er wusste, dass er einen völlig gelassenen Eindruck machte. Er zitterte fast vor Erschöpfung; in seinem Inneren lastete ein Bleigewicht des Grauens; er fühlte sich geschmälert, ja eingeschüchtert; und er fürchtete sich.

Mit höflichem Desinteresse und entsprechender Freundlichkeit ließ er seinen Blick durch das Zimmer wandern. Es sah aus wie ein Ort, den man nach langer Zeit aus dem Gedächtnis wiedererrichtet hatte, nachdem vieles vergessen worden war (Kaminböcke, Draperien, eine vernünftige Kamineinfassung), in dem aber kleine Details erhalten geblieben waren: zum Beispiel ein Bild des verstorbenen Prinzgemahls, aus einer Zeitschrift ausgeschnitten und mit Schuhnägeln an die Wand geheftet, die dem Innenhof gegenüberlag, die Naht im Tuch des Billardtischs, der auf den Docks von Sydney zersägt worden war, um die Überfahrt besser zu überstehen, der Stapel alter Flugschriften auf dem Sekretär, deren Seiten vom Befingern durch viele Hände dünn und verschmiert waren. Die Aussicht aus den zwei kleinen Fenstern links und rechts des Kamins ging auf den Hinterhof des Hotels, ein schlammiges Stück Land voller Kisten und verrostender Fässer, von den Nachbargrundstücken nur durch Gestrüpp und Farnbüschel getrennt und im Norden durch eine Reihe niedriger Hütten, deren Türen gegen Diebe gesichert waren. Hinter diesem verschwommenen Horizont sah man durchhängende Wäscheleinen, die hinter den Häusern einen Block weiter östlich im Zickzack verliefen, längs auf quer geschichtete Holzstapel, Schweinekoben, Abfallhaufen, Ansammlungen von Eisenblech und Kerzenresten sowie Kloaken, und alles war verlottert oder einigermaßen vernachlässigt. Die Uhr hatte die späte Stunde der Dämmerung geschlagen, wenn alle Farben auf einmal zu verblassen scheinen, und es regnete unaufhörlich; durch das geriffelte Glas nahm der Hof sich ausgebleicht und farblos

aus. Im Haus hatten die Spirituslampen noch nicht das meerfarbene Licht des ersterbenden Tages abgelöst, und mit ihrem blassen Schimmer schienen sie die allgemeine Trostlosigkeit der Ausstattung des Zimmers noch zu unterstreichen.

Für jemanden, der seinen Club in Edinburgh gewohnt war, wo alles rot und golden glänzte und die gepolsterten Sofas eine fette Behaglichkeit ausstrahlten, die dem Leibesumfang der Gentlemen entsprach, die auf ihnen saßen, wo einem beim Eintreten eine weiche Jacke gereicht wurde, die angenehm nach Anis oder Pfefferminz duftete, und wo danach die kleinste Regung des Fingers zur Klingelschnur hin genügte, um eine Flasche Bordeaux auf silbernem Tablett herzubeordern, war dieser Anblick bedrückend. Aber Moody gehörte nicht zu denen, die sich über abstoßende Umstände grämten; die ungeschliffene Schlichtheit seiner Umgebung ließ ihn nur innerlich zurückweichen, so wie ein reicher Mann schnell beiseitetritt und zu Stein wird, wenn er auf der Straße einem Bettler begegnet. Sein freundlicher Gesichtsausdruck wich nicht, als sein Blick durch den Raum glitt, doch geistig ließ ihn jede Einzelheit – der Haufen schmutzigen Wachses am Fuß einer Kerze oder der Staubrand an einem Glas – sich noch weiter in sich selbst zurückziehen und seinen Körper noch mehr gegen seine Umgebung stählen.

Diese Abwehr, wenn auch unwillkürlich, hing weniger mit den üblichen Vorurteilen von Menschen höheren Standes zusammen – und tatsächlich war Moody nur bescheiden vermögend und gab oft den Armen Geld, wenn auch (das müssen wir eingestehen) nie ohne ein leises Vergnügen an der eigenen Großzügigkeit – als mit dem persönlichen Desequilibrium, das zu bewältigen er sich im Augenblick und unmerklich bemühte. Schließlich war das hier eine Stadt des Goldrauschs, neu erbaut zwischen Wildnis und Meer am

südlichsten Ende der zivilisierten Welt, und er hatte keinen Luxus erwartet.

Tatsächlich verhielt es sich so, dass Moody auf der Bark, die ihn von Port Chalmers an diesen wilden Küstenabschnitt gebracht hatte, etwas miterlebt hatte, was so außergewöhnlich und aufwühlend war, dass es alle anderen Gewissheiten infrage stellte. Die Szene stand ihm noch immer vor Augen – als wäre im Hintergrund seines Geistes eine Tür aufgeklinkt worden, die ihm einen grauen Lichtschein zeigte, und als könnte er sich die Dunkelheit nicht zurückwünschen. Es kostete ihn nicht wenig Mühe, zu verhindern, dass die Tür sich noch weiter öffnete. In dieser prekären Befindlichkeit nahm sich alles Ungewohnte und alles Unerquickliche wie eine persönliche Kränkung aus. Ihm war, als wäre die ganze trostlose Szenerie vor seinen Augen ein gesammeltes Echo der Prüfungen, die er vor so kurzer Zeit durchgemacht hatte, und er scheute vor ihr zurück, um seinen Geist davor zu bewahren, dieser Verbindung nachzugehen und zur Vergangenheit zurückzukehren. Geringschätzung war nützlich. Sie gab ihm ein verlässliches Gefühl für Verhältnisse und Rechtmäßigkeit, auf das er sich verlassen konnte und das ihn beruhigte.

Der Raum war für seine Begriffe trostlos, schäbig und bedrückend – und innerlich so gegen die Ausstattung gewappnet, wendete er sich den zwölf Anwesenden zu. Ein umgekehrtes Pantheon, dachte er, und wieder fühlte er sich etwas sicherer, weil er sich diese dünkelhafte Vorstellung erlaubt hatte.

Die Männer waren gebräunt und wettergegerbt wie alle Pioniere; ihre Lippen waren weiß und schuppig, und ihre Haltung sprach von Entbehrungen und Verlusten. Zwei von ihnen waren Chinesen, gleich gekleidet mit Stoffschlappen und grauen Baumwolltuniken. Die Herkunft der anderen konnte Moody nicht erraten. Er wusste noch nicht, dass das Goldschürfen einen Mann in wenigen Monaten altern ließ; als er den Blick durch das Zimmer wandern ließ, hielt er sich für den Jüngsten unter den Anwesenden, obwohl mehrere der anderen jünger waren als er oder gleichaltrig mit ihm. Der Schimmer der Jugend war von ihnen gewichen. Sie würden für alle Zeit gebückt bleiben, ruhelos, gierig, vorzeitig gealtert, und Staub auf die braunen Linien ihrer Handflächen spucken. Moody erschienen sie grobschlächtig, ja kurios; er hielt sie für Männer von wenig Einfluss; er wunderte sich nicht über ihre Schweigsamkeit. Er hatte nur den Wunsch nach einem Glas Brandy und nach einem Platz, wo er sitzen und die Augen schließen konnte.

Er blieb in der Tür stehen, nachdem er eingetreten war, und wartete darauf, dass man ihn willkommen hieß, doch nachdem niemand eine einladende oder abweisende Geste machte, trat er einen weiteren Schritt vor und schloss die Tür leise hinter sich. Er verbeugte sich leicht in Richtung des Fensters und ein weiteres Mal in Richtung des Kamins als allgemeine Begrüßung und ging dann zu dem Tisch mit den Getränken und mischte sich einen Drink aus den Karaffen, die dort standen. Er wählte eine Zigarre und schnitt sie an, nahm sie in den Mund, drehte sich wieder zu dem Zimmer um und betrachtete ein weiteres Mal die Gesichter der Anwesenden. Niemand schien seine Gegenwart auch nur entfernt zur Kenntnis zu nehmen. Das war ihm recht. Er setzte sich in den einzigen freien Sessel, zündete seine Zigarre an und lehnte sich zurück mit dem leisen Seufzen eines Mannes, der den Eindruck hatte, sein täglicher Komfort sei ausnahmsweise wahrhaftig verdient.

Seine Zufriedenheit sollte nicht lange währen. Kaum hatte er die Beine ausgestreckt und die Knöchel gekreuzt (das Salz auf seinen Hosenbeinen war getrocknet, und dies höchst un-

erfreulich in Form weißer Streifen), beugte der Mann unmittelbar zu seiner Rechten sich in seinem Sessel vor, fuhrwerkte mit seinem Zigarrenstumpen in der Luft herum und sagte: „Junger Mann – haben Sie hier im Crown Hotel ein bestimmtes Anliegen?“

Das war recht unverblümt ausgedrückt, aber Moody ließ sich seine Verblüffung nicht anmerken. Er beugte höflich den Kopf und erklärte, er habe in der Tat ein Zimmer im Obergeschoss erhalten, nachdem er an diesem Abend in der Stadt angekommen sei.

„Gerade erst gelandet, wollen Sie sagen?“

Moody neigte wieder den Kopf und bestätigte, dass er genau dies habe sagen wollen. Damit der andere ihn nicht für wortkarg hielt, fügte er hinzu, er komme von Port Chalmers und beabsichtige, sich als Goldgräber zu versuchen.

„Sehr gut“, sagte der andere. „Sehr gut. Neue Goldfunde oben am Ufer – da wimmelt es von Gold. Schwarzer Sand: das rufen alle, schwarzer Sand in Richtung Charleston; das ist nördlich von hier, ja, natürlich, Charleston. Aber in der Mine könnte man immer noch sein Auskommen finden. Haben Sie einen Kameraden, oder sind Sie solo gekommen?“

„Nur ich allein“, sagte Moody.

„Ohne Verbindungen!“, sagte der andere.

„Nun ja“, sagte Moody, der sich wieder über die Wortwahl des Mannes wunderte, „ich habe die Absicht, allein mein Glück zu machen.“

„Ohne Verbindungen“, wiederholte der andere. „Und ohne Anliegen. Oder sind Sie mit einem bestimmten Anliegen in das Crown Hotel gekommen?“

Das war unverschämt – zweimal das Gleiche zu fragen –, aber der Mann wirkte ganz jovial und ein wenig nervös, wie seine unruhigen Finger verrieten, mit denen er an den Aufschlägen seiner Weste zupfte. Vielleicht, dachte Moody, hatte er sich nur nicht klar genug ausgedrückt. Er sagte: „Mein Anliegen in diesem Hotel beschränkt sich darauf, dass ich mich ausruhen will. In den kommenden Tagen werde ich mich über das Goldsuchen erkundigen – welche Flüsse besonders ergiebig sind, welche Flusstäler nichts mehr erbringen – und mich mit dem Leben des Goldsuchers vertraut machen, so gut es geht. Ich beabsichtige, eine Woche lang in diesem Hotel zu logieren und mich dann in das Landesinnere aufzumachen.“

„Sie haben also noch nie geschürft.“

„Nein, Sir.“

„Noch nie Gold gesehen?“

„Nur beim Juwelier, an Uhren oder Gürtelschnallen; aber noch nie im Rohzustand.“

„Aber geträumt haben Sie davon! Sie haben geträumt, wie Sie im Wasser knien und das Gold aus dem Sand waschen.“

„Nun, vielleicht … nein, das habe ich eigentlich nicht“, sagte Moody. Die ausufernde Gesprächigkeit des Mannes erschien ihm einigermaßen befremdlich; trotz aller ersichtlichen Nervosität redete der Fremde schnell und mit einer Intensität, die fast etwas Aufdringliches hatte. Moody ließ den Blick durch den Raum schweifen in der Hoffnung, mit einem der anderen einen Blick des Einverständnisses wechseln zu können, doch alle Augen wichen ihm aus. Er hüstelte und sagte: „Ich nehme an, dass ich von dem geträumt habe, was danach kommt – ich meine, was das Gold ermöglichen könnte, wozu es einem verhelfen könnte.“

Diese Antwort schien dem Mann zu gefallen. „Umgekehrte Alchemie nenne ich das immer“, sagte er, „die ganze Sache, das Goldschürfen. Umgekehrte Alchemie. Verstehen Sie – die Verwandlung, nicht von etwas in Gold, sondern von Gold in etwas anderes …„

„Ein hübscher Gedanke, Sir …“, und erst sehr viel später fiel ihm ein, dass dieser Gedanke seiner eigenen Vorstellung von einem umgekehrten Pantheon recht verwandt war.

„Und Ihre Erkundigungen“, sagte der Mann und nickte nachdrücklich, „Ihre Erkundigungen – ich nehme an, Sie werden Auskünfte einholen, über Schaufeln und Schwingtröge, Landkarten und dergleichen mehr.“

„Ganz genau. Ich will es von Anfang an richtig angehen.“

Der Mann lehnte sich in seinem Sessel zurück, mit einer Miene, als hätte man ihm einen guten Witz erzählt. „Eine Woche im Crown Hotel, um Ihre Erkundigungen einzuziehen!“ Er lachte kurz und laut. „Und dann knien Sie zwei Wochen im Schlamm, um das Geld wieder hereinzubekommen!“

Moody kreuzte die Beine andersherum. Seine Verfassung erlaubte ihm nicht, auf den munteren Ton des Gegenübers einzugehen, doch er war zu gut erzogen, um sich unhöflich zu betragen. Er hätte um Nachsicht für sein Unbehagen bitten können, sich auf irgendein generelles Unwohlsein berufen können – schließlich wirkte der Mann mit seinen nervösen Fingern und seinem unterdrückten Gelächter keineswegs unsympathisch –, aber Moody war es nicht gewohnt, offen mit Fremden zu sprechen, und noch weniger, einem anderen Schwäche zu offenbaren. Er riss sich zusammen und sagte in etwas aufgeräumterem Ton: „Und Sie, Sir? Sie haben hier wohl ein gutes Auskommen, nehme ich an?“

„O ja“, erwiderte der andere. „Seespedition Balfour. Sie haben unsere Firma sicher gesehen, gleich hinter dem Viehhof, beste Lage, Wharf Street, Sie wissen schon. Balfour, das bin ich. Thomas mit Vornamen. Beim Goldschürfen werden Sie Ihren brauchen; in den Minen heißt keiner Mister.“

„Dann muss ich üben, meinen zu benutzen“, sagte Moody. „Ich heiße Walter. Walter Moody.“

„Tja, und Walter wird man Sie auch nicht nennen“, sagte Balfour und schlug sich aufs Knie. „Vielleicht ’Schotten-Walt’ oder auch ‚Goldhand-Walt’. ‚Wally Nugget’. Ha!“

„Diesen Namen muss ich mir erst noch verdienen.“

Balfour lachte. „Von Verdienen kann keine Rede sein“, sagte er. „Manche von denen, die ich gesehen habe, waren so groß wie eine Damenpistole. So groß wie ein Damen…, aber, das dürfen Sie mir glauben, wesentlich einfacher zu befingern.“

Thomas Balfour war um die fünfzig, stämmig und untersetzt. Sein Haar war fast ganz ergraut, zurückgekämmt und lang an den Seiten. Er trug einen eckig geschnittenen Knebelbart und hatte die Angewohnheit, ihn mit der Handfläche zu streicheln, wenn er sich amüsierte, und in diesem Augenblick amüsierte er sich über den eigenen Witz. Moody hatte den Eindruck, dass er seinen Wohlstand gelassen genoss, und meinte, an ihm jenes entspannte Gefühl der Berechtigung zu sehen, das sich einstellt, wenn lebenslanger Optimismus mit Erfolg belohnt wird. Balfour war in Hemdsärmeln; seine feingewebte seidene Krawatte war mit Bratensauce bespritzt und hing ihm lose um den Hals. Moody stufte ihn als Indeterministen ein: harmlos, geistig unkonventionell und von heiterer Mitteilsamkeit.

„Ich bin Ihnen verpflichtet“, sagte Moody. „Das ist einer der ersten Gebräuche, von denen ich nicht das Geringste weiß, wie ich sehe. Ich hätte sicherlich den Fauxpas begangen, in der Mine meinen Nachnamen zu benutzen.“

Zweifellos war sein geistiges Bild von den Goldminen in Neuseeland ausnehmend ungenau und beruhte hauptsächlich auf Bildern von den kalifornischen Goldfundgebieten – Blockhütten, flache Täler, Karren im Staub – und auf einem undeutlichen Eindruck (woher, war ihm nicht klar), die Kolonie sei in gewisser Weise ein Abklatsch der Britischen In-

seln, das unausgeformte, wilde Kehrbild von Sitz und Herz des Empires. Als er die Spitzen der Otago-Halbinsel vor zwei Wochen umrundete, hatte es ihn überrascht, Herrenhäuser auf der Anhöhe zu sehen, Kais, Straßen und gepflegte Gärten, und nun überraschte es ihn zu sehen, wie ein gut gekleideter Herr seine Streichhölzer einem Chinesen reichte und sich dann an ihm vorbeibeugte, um sein Glas zu ergreifen.

Moody hatte in Cambridge studiert; er war in Edinburgh geboren, mit bescheidenen Vermögensaussichten und in einem Haushalt mit drei Bediensteten. Die gesellschaftlichen Kreise, in denen er sich vorrangig bewegt hatte – zuerst am Trinity College und später am Inner Temple –, waren nicht von den rigiden Anforderungen des Adelsstands geprägt gewesen, in dem sich die eigene Geschichte und Familie lediglich im Rang von den anderen unterschieden; dennoch hatte seine Bildung ihn vereinzelt, denn sie hatte ihm beigebracht, der richtige Weg, ein soziales System zu sehen, sei der, es von oben zu betrachten. In Gesellschaft seiner Kommilitonen (im College-Cape und trunken vom Rheinwein) trat er mit aller Heftigkeit und Kraft eines jungen Menschen für die Vermischung der Klassen ein, doch mit der Wirklichkeit konfrontiert, war er immer entsetzt. Er wusste noch nicht, dass ein Goldgräberfeld ein Ort des Unrats und der Zufälle war, wo jedermann dem Nachbarn und dem Boden fremd war, wo der Karren eines Krämers von Gold überquellen konnte, während der Karren eines Anwalts leer blieb – wo es keine Klassenunterschiede gab. Moody war um die zwanzig Jahre jünger als Balfour, und deshalb bemühte er sich um eine ehrerbietige Sprache, aber er war sich dessen bewusst, dass Balfour gesellschaftlich unter ihm stand, und er war sich auch der sonderbaren Mischung von Leuten um ihn herum bewusst, deren Stand und Herkunft er nicht im Geringsten erraten konnte.

Deshalb hatte seine Höflichkeit etwas hölzern Gezwungenes, wie bei einem Mann, der es nicht gewohnt ist, mit Kindern zu sprechen, und der nicht weiß, wie er sich verhalten soll und sich stumm absondert, hatte er noch so freundlich sein wollen.

Thomas Balfour spürte diese Herablassung, und es entzückte ihn. Er hatte eine scherzhafte Abneigung gegen Leute, die, wie er es ausdrückte, „durch die Nase“ sprachen, und es gefiel ihm, sie zu provozieren – nicht um sie zu ärgern (das interessierte ihn nicht), sondern um sie dazu zu bringen, sich unter ihr Niveau zu begeben. Moodys Steifheit war für ihn nichts anderes als ein modischer Kragen, nach aristokratischem Muster gefertigt und unerträglich beengend für den Träger, denn so betrachtete er alle Konventionen der feinen Gesellschaft, als nutzlose Ornamente, und es belustigte ihn, dass diesem Mann seine eigene Eleganz so großes Unbehagen bereitete.

Wie Moody erraten hatte, war Balfour in der Tat ein Mann von bescheidener Herkunft. Sein Vater hatte in einer Sattlerei in Kent gearbeitet, und er hätte vielleicht dieses Gewerbe ergriffen, wenn nicht in seinem elften Lebensjahr Vater und Gewerbe einem Feuer zum Opfer gefallen wären, doch er war ein ungebärdiger Junge mit zerschlissenen Manschetten und einem Ungestüm, das dem verträumten, unkonzentrierten Ausdruck widersprach, den er meistens zur Schau trug, und die eintönige Arbeit hätte ihm nicht zugesagt. Ein Pferd konnte jedenfalls mit einem Eisenbahnwaggon nicht mithalten, wie er gern sagte, und das Sattlergewerbe hatte der schnellen Veränderung der neuen Zeiten nicht standgehalten. Balfour gefiel die Vorstellung, zur Vorhut einer neuen Zeit zu gehören. Wenn er von der Vergangenheit sprach, tat er es so, als wäre jede der vorausgegangenen Dekaden eine schlecht gegossene Kerze gewesen, abgebrannt und erloschen. Er dachte nicht

mit Wehmut an das Gewerbe seiner Jugendzeit zurück – die dunkle Lauge in den Küpen, das Gestell mit den Häuten, die Tasche aus Kalbsleder, in der sein Vater Nadeln und Ahlen aufbewahrte – und erinnerte sich nur daran, wenn es um einen Vergleich mit neueren Gewerbezweigen ging. Erz, das war die Goldgrube. Kohlebergwerke, Erzgießereien, Goldminen.

Er begann in der Glasherstellung. Nach einigen Lehrjahren gründete er eine eigene Glashütte, eine bescheidene Fabrik, die er später gegen einen Anteil an einem Kohlebergwerk eintauschte, den er wiederum nach und nach zu einem Netz von Schächten ausbaute und zuletzt für einen ansehnlichen Batzen an Londoner Investoren verkaufte. Er heiratete nicht. An seinem dreißigsten Geburtstag kaufte er eine Karte für die Fahrt auf einem Klipper, der nach Veracruz segelte; das war der erste Abschnitt einer Reise von neun Monaten Dauer zu den kalifornischen Goldfeldern. Der Glanz des Goldgräberlebens verblich schnell, aber der nie versiegende Ansturm auf die Goldfelder und die unerschütterliche Hoffnung der Goldgräber faszinierten ihn; mit seinem ersten Goldstaub kaufte er sich in eine Bank ein; innerhalb von vier Jahren errichtete er drei Hotels und wurde vermögend. Als Kaliforniens Gold versiegte, verkaufte er alles und segelte nach Victoria – neue Goldfunde, ein neues jungfräuliches Land – und von dort, als er abermals den Ruf vernahm, den der Wind des Zufalls wie eine Zauberflöte über den Ozean trug, nach Neuseeland.

Im Lauf seiner sechzehn Jahre auf den rauen Goldfeldern hatte Thomas Balfour viele Männer vom Schlag Walter Moodys erlebt, und es sprach für ihn, dass er sich in all diesen Jahren eine tiefe Zuneigung und Achtung für die Ahnungslosigkeit jener bewahrt hatte, die noch unberührt von Erfahrung und Prüfungen waren. Balfour hatte Verständnis für Ehrgeiz, und für einen Selfmademan war er von ungewöhnlich großzügiger Gesinnung. Unternehmergeist gefiel ihm; Wünsche gefielen ihm. Er war bereit, Moody zu mögen, weil dieser gewagt hatte, etwas zu unternehmen, wovon er offenkundig wenig verstand und wovon er sich offenbar viel erwartete.

An diesem Abend jedoch hatte Balfour seine Pläne. Moodys Erscheinen hatte die zwölf Anwesenden überrascht, denn sie hatten beträchtliche Vorkehrungen getroffen, um sicherzugehen, dass sie nicht gestört werden würden. Das Gesellschaftszimmer des Crown Hotel war für eine Privatveranstaltung reserviert worden, und unter der Markise vor dem Eingang hatte man einen Jungen postiert, der die Straße überwachen sollte für den Fall, dass es irgendjemandem in den Sinn kommen könnte, im Crown einen Drink zu nehmen – was nicht allzu wahrscheinlich war, denn das Rauchzimmer des Hotels war weder für seine Besucher noch für sonstige Reize berühmt und war meistens leer, selbst an den Abenden am Wochenende, wenn die Goldgräber in Scharen von den Bergen kamen, um ihren Goldstaub in den Spelunken der Stadt für Schnaps auszugeben. Der diensthabende Junge arbeitete für Mannering und hielt ein dickes Bündel Stehkarten zum Verschenken in der Hand. Die Aufführung – Sensationen aus dem Orient! – war eine neue Produktion, die sicher keine Wünsche offen lassen würde, und im Foyer der Oper wartete kistenweise Champagner auf die Besucher, gestiftet von Mannering persönlich zu Ehren des Premierenabends.

Nach diesen Vorkehrungen und in der Überzeugung, dass an dem düsteren Abend eines so unfreundlichen Tages kein Boot die Landung wagen würde (die in den entsprechenden Kolumnen der West Coast Times angekündigten Landungen hatten alle bereits stattgefunden), hatten die Anwesenden jedoch keine Vorkehrungen getroffen für den Fall eines zufällig hereingeschneiten Fremden, der schon vor Einbruch

der Dämmerung das Hotel aufgesucht hatte und sich folglich bereits im Inneren des Hauses befand, als Mannerings Junge unter dem tropfenden Eingang an der Straße Aufstellung bezog.

Trotz seines beruhigenden Aussehens und der höflichen Distanz, die er wahrte, war Walter Moody ein Eindringling. Die anderen waren ratlos angesichts der Frage, wie man ihn dazu bewegen könne, den Raum zu verlassen, ohne durchblicken zu lassen, dass er als Eindringling betrachtet wurde, und damit den Verschwörungscharakter ihrer Anwesenheit zu verraten. Thomas Balfour hatte es auf sich genommen, ihn auszufragen, weil er zufällig neben ihm nahe am Feuer saß – ein glücklicher Zufall, denn Balfour war hartnäckig, ungeachtet seiner Großspurigkeit und Überschwänglichkeit, und er verstand sich darauf, Situationen zu nutzen.

„Ja, ja", sagte er nun, „man lernt die Gepflogenheiten schnell, und jeder muss da anfangen, wo Sie sich jetzt befinden – ich meine, als Lehrjunge, der keine Ahnung hat. Wie wurde die Saat denn gesät, wenn ich das fragen darf? Das interessiert mich nämlich persönlich: was jemanden hierherbringt, verstehen Sie, ans Ende der Welt, was einen Mann anfeuert."

Moody tat einen Zug an seiner Zigarre, bevor er antwortete. „Das ist eine komplizierte Geschichte", sagte er. „Es hängt mit einem Streit in der Familie zusammen, einem schmerzlichen Thema, weshalb ich die Reise allein zurückgelegt habe."

„Oh, in dieser Hinsicht sind Sie nicht allein", sagte Balfour aufmunternd. „Jedermann hier ist vor irgendetwas weggelaufen, darauf können Sie sich verlassen!"

„Tatsächlich?", sagte Moody, dem dies als eher beunruhigende Aussicht erschien.

„Jeder kommt von anderswo", sprach Balfour weiter. „Ja, so verhält es sich und nicht anders. Wir kommen alle von anderswo. Und was die Familie betrifft: In der Mine werden Sie Brüder und Väter genug finden."

„Es ist freundlich von Ihnen, mir Trost zu spenden."

Mittlerweile grinste Balfour ganz ungeniert. „Ha, was für ein Wort", sagte er und wedelte so heftig mit seiner Zigarre, dass er Aschesprenkel auf seiner Weste verteilte. „Trost …! Wenn Sie das als Trost sehen, dann sind Sie ein echter Puritaner, junger Mann."

Moody stand keine passende Antwort auf diese Bemerkung zur Verfügung; deshalb deutete er erneut eine Verbeugung an, und danach nahm er einen großen Schluck aus seinem Glas, als wollte er jeden Anschein des Puritanertums von sich weisen. Draußen unterbrach ein Windstoß das stetige Platschen des Regens und warf einen Wasserschwall gegen die Fenster zum Westen. Balfour betrachtete das Ende seiner Zigarre und kicherte noch immer in sich hinein. Moody steckte sich seine Zigarre in den Mund, wendete sich ab und zog leicht.

In diesem Augenblick stand einer der elf schweigenden Männer auf, faltete dabei seine Zeitung zwei Mal und ging zu dem Sekretär, um sich eine andere Zeitung zu holen. Er trug einen kragenlosen schwarzen Überrock und eine weiße Halsbinde, die Kleidung eines Geistlichen, wie Moody überrascht bemerkte. Das war sonderbar. Warum sollte ein Geistlicher sich dafür entscheiden, spät an einem Samstagabend seine Zeitungslektüre im Rauchzimmer eines gewöhnlichen Hotels zu suchen? Und warum sollte er dabei so schweigsam sein? Moody sah zu, wie der Geistliche in dem Stapel von Drucksachen blätterte, mehrere Ausgaben des Colonist verwarf und sich für einen Grey River Argus entschied, den er mit zufriedenem Murmeln herauszog, von sich weghielt und beifällig ins Licht hielt. Doch dann, dachte Moody, der sich zur Räson rief, war das vielleicht nicht gar so außergewöhnlich; es

war ein sehr regnerischer Abend, und in den Versammlungsräumen und Lokalen der Stadt war es wahrscheinlich ziemlich voll. Vielleicht hatte der Geistliche sich aus irgendeinem Grund genötigt gefunden, kurzfristig Zuflucht vor dem Regen zu suchen.

„Sie hatten also einen Streit", sagte Balfour plötzlich, als hätte Moody ihm eine spannende Geschichte versprochen und vergessen, sie zu erzählen.

„Ich war in einen Streit verwickelt", verbesserte ihn Moody. „Das heißt, ich habe den Streit nicht angefangen."

„Streit mit Ihrem Vater, nehme ich an."

„Es ist schmerzlich, darüber zu sprechen, Sir." Moody sah den anderen an im Bestreben, ihn mit einem strengen Blick zum Schweigen zu bringen, aber Balfour reagierte darauf, indem er sich weiter vorlehnte. Durch Moodys ernsten Gesichtsausdruck ermuntert, hielt er die Geschichte für noch hörenswerter.

„Kommen Sie!", sagte er. „Reden Sie es sich von der Seele."

„Das ist kaum möglich, Mr. Balfour."

„Junger Freund, das kann ich nicht glauben."

„Erlauben Sie mir, das Thema zu wechseln –"

„Aber Sie haben meine Neugier geweckt! Ich bin jetzt ganz Ohr!" Balfour grinste ihn an.

„Ich muss Sie bitten, mich zu entschuldigen", sagte Moody. Er bemühte sich, unaufgeregt zu sprechen, ihr Gespräch vor den Ohren der anderen geheim zu halten. „Ich muss Sie bitten, meine Privatsphäre zu respektieren. Es geht mir um nichts anderes als darum, keinen schlechten Eindruck auf Sie zu machen."

„Aber Sie sind derjenige, dem Unrecht getan wurde, das sagten Sie. Den Streit hätten nicht Sie vom Zaun gebrochen."

„So ist es."

„Nun, dann! So etwas muss man nicht für sich behalten!", rief Balfour. „Habe ich nicht recht? Anderer Leute Verfehlungen muss man nicht für sich behalten! Man muss sich nicht für anderer Leute, nun ja – Taten schämen, oder?"

„Sie sprechen von persönlichen Verfehlungen", sagte Moody leise. „Ich spreche von der Schande, die einer Familie angetan wird. Ich will den Namen meines Vaters nicht besudeln; es ist auch mein Name."

„Ihr Vater! Aber was sagte ich Ihnen vorhin? Sie werden unten in der Mine genug Väter finden, das sagte ich doch! Das ist keine leere Redewendung – so ist es hier üblich und notwendig, so handelt man hier! Lassen Sie sich von mir sagen, was beim Goldsuchen als Schande gilt. Ein falsches Goldfeld deklarieren – das ist eine Schande. Einem anderen den Claim streitig machen – das ist eine Schande. Einen anderen bestehlen, betrügen, umbringen – das ist eine Schande. Aber eine Familienschande! Sagen Sie das den Ausrufern, damit sie es auf der Straße von Hokitika unter die Leute bringen – vielleicht halten die das für eine Nachricht! Was ist Familienschande ohne Familie?" Diese Philippika beendete Balfour, indem er mit dem leeren Glas auf die Armlehne seines Sessels klopfte. Er sah Moody freudig an und kehrte die Handfläche nach oben, als wolle er damit sagen, er habe seine Sicht der Dinge so überzeugend dargelegt, dass es nichts hinzuzufügen gebe, Zustimmung aber dennoch willkommen sei. Moody nickte wieder automatisch und erwiderte in einem Ton, der zum ersten Mal seine nervliche Erschöpfung verriet: „Sie sprechen sehr überzeugend, Sir."

Balfour, der noch immer strahlte, tat das Kompliment ab. „Überzeugen setzt Tricks und Schliche voraus. Ich spreche offen und ehrlich."

„Ich danke Ihnen."

„Ja, ja“, sagte Balfour umgänglich. Er schien bester Laune zu sein. „Aber jetzt müssen Sie mir von Ihrem Familienstreit erzählen, Mr. Moody, damit ich selbst beurteilen kann, ob Ihr Name wirklich besudelt ist.“

„Verzeihen Sie“, murmelte Moody. Er warf einen Blick um sich und sah, dass der Geistliche zu seinem Sitzplatz zurückgekehrt war und sich der Lektüre seiner Zeitung widmete. Der Mann an seiner anderen Seite – eine rotgesichtige Erscheinung mit gewaltigem Schnauzer und ingwerfarbenem Haar – schien eingeschlafen zu sein.

Thomas Balfour war nicht zu bremsen. „Freiheit und Sicherheit!“, rief er und schwenkte wieder den Arm. „Geht es nicht darum? Sie sehen, ich weiß schon, worum es geht! Ich weiß, wie so etwas abläuft! Freiheit statt Sicherheit, Sicherheit statt Freiheit … Vorsorge des Vaters, Freiheit für den Sohn. Natürlich kann der Vater zu viel Kontrolle ausüben – das kommt vor –, und der Sohn kann ein Verschwender sein … ein verlorener Sohn … aber es ist letzten Endes immer der gleiche Streit. Auch unter Liebesleuten“, fügte er hinzu, als Moody schwieg. „Für Liebesleute gilt das genauso: Im Grunde ist es immer der gleiche Streit.“

Aber Moody hörte nicht hin. Für einen Augenblick hatte er die wachsende Asche an seiner Zigarrenspitze und den Rest warmen Brandys in seinem Glas vergessen. Er hatte vergessen, wo er war, im Rauchzimmer eines Hotels in einer Stadt, die vor kaum fünf Jahren erbaut worden war, am Ende der Welt. Sein Geist war entschlüpft und dorthin zurückgekehrt, zu der blutigen Krawatte, der silbernen Hand, die sich festkrallte, zu dem Namen, der aus der Dunkelheit gekeucht worden war, wieder und wieder, Magdalena, Magdalena, Magdalena. Die Szene kam wie ein Blitz über ihn, ungefragt, wie ein Schatten, der kalt über die Sonne zieht.

Moody war von Port Chalmers auf der Bark *Godspeed* gekommen, einem kraftvollen kleinen Schiff mit kess gebogenem Bug und einer Galionsfigur aus bemaltem Eichenholz, einem Adler, der an den heiligen Johannes erinnern sollte. Auf der Landkarte hätte die Fahrt der Form einer Haarnadel geglichen: Die Bark fuhr zuerst nach Norden, querte die Meerenge zwischen zwei Meeren und richtete ihre Fahrt dann nach Süden, zu den Goldfeldern. Moodys Fahrkarte wies ihm einen spärlichen Raum unter Deck zu, doch unten war es so eng und es roch so scheußlich, dass er sich genötigt sah, die Reise größtenteils an Deck zu verbringen, unter dem Schanzdeck kauernd und seine nasse lederne Aktentasche an sich drückend, den Kragen hochgeschlagen, um sich vor der Gischt zu schützen. Da er mit dem Rücken zur Aussicht kauerte, sah er nicht viel von der Küste – von den gelben Ebenen des Ostens, die nach und nach in grünere Höhenzüge übergingen und schließlich in Berge, die sich in der Ferne blau ausnahmen; von den begrünten Fjorden weiter nördlich, von ruhigem Wasser befriedet, und von den gesäumten Strömen im Westen, die sich schmutzig verfärbten, wenn sie an die Strände trafen und Risse in den Sand gruben.

Als die *Godspeed* die nördliche Spitze der Insel umrundete und nach Süden weiterfuhr, sank das Barometer. Wäre Moody nicht so krank und elend zumute gewesen, hätte er sich fürchten und sich Gott anvertrauen können, denn das Ertrinken war die Krankheit der West Coast, wie die Schiffsjungen am Hafen ihm gesagt hatten, und ob er ein Überlebender sein würde, war eine Frage, die entschieden wäre, lange bevor er die Goldfelder erreichen und zum ersten Mal niederknien konnte, um mit seinem Sieb den Kies zu berühren. Die Zahl der Ertrunkenen war so groß wie die der Überlebenden. Der Kapitän seines Schiffs – Kapitän Carver – hatte von seiner Po-

sition auf dem Achterdeck so viele gesehen, die in den Tod gespült wurden, dass das Schiff mit Fug und Recht ein Friedhof genannt werden konnte - was man aber nur mit geflüsterter Ehrfurcht und weit aufgerissenen Augen äußerte.

Der Sturm war von grünlichen Winden hergetragen worden. Er begann als kupfriger Geschmack in der Mundhöhle, als ein metallischer Schmerz, der zunahm, als die Wolken dräuten und sich verdichteten, und als er hereinbrach, tat er es wie die flache Hand besinnungslosen Zorns. Das triefende Deck, die absonderlichen Blitze aus Licht und Schatten, die von den klatschenden und geblähten Segeln geworfen wurden, die spürbare Angst der Seeleute, die sich mit aller Kraft bemühten, das Schiff auf seinem Kurs zu halten – all das war Stoff für einen Alptraum, und als das Schiff sich den Goldfeldern immer mehr näherte, hatte Moody den alptraumhaften Eindruck, das Schiff hätte den teuflischen Sturm aus eigenem Willen heraufbeschworen.

Walter Moody war nicht abergläubisch, obwohl ihm der Aberglaube anderer Leute großes Vergnügen bereitete, und erste Eindrücke täuschten ihn selten, obwohl er große Mühe darauf verwendete, seinen eigenen ersten Eindruck auf andere vorzubereiten. Dies verdankte sich weniger seiner Intelligenz als vielmehr seiner Erfahrung, die allerdings vor seiner Abreise nach Neuseeland weder als breit gefächert noch als umfassend gegolten haben dürfte. In seinem bisherigen Leben hatte er Zweifel nur als etwas kennengelernt, was berechenbar und vorhersehbar ist. Er hatte es nur mit Misstrauen, Pessimismus oder Wahrscheinlichkeiten zu tun gehabt, aber noch nie mit der angsterfüllten Erkenntnis, die sich einstellt, wenn man nicht mehr an die eigene Zuversicht glauben kann, nie mit dem abscheulichen Entsetzen, das auf diese Erkenntnis folgt, und erst recht nie mit der tödlichen Leere, die sich danach ergibt. All diese letzten Formen der Ungewissheit waren ihm bis vor Kurzem glücklicherweise unbekannt geblieben. Sein Vorstellungsvermögen neigte nicht zum Phantastischen, und in Vorstellungen erging er sich nur, wenn es um konkrete Vorhaben ging. Die eigene Sterblichkeit besaß für ihn nur eine intellektuelle Faszination, eine Art düsteren Glanz; und da er nicht religiös war, glaubte er nicht an Gespenster.

Der ganze Bericht dessen, was auf diesem letzten Abschnitt der Reise zutage trat, ist Moodys Bericht, und das muss er bleiben. Wir halten es an dieser Stelle für ausreichend zu sagen, dass es an Bord der *Godspeed* acht Passagiere gab, als sie den Hafen von Dunedin verließ, und dass es neun waren, als sie an der Küste landete. Der neunte Passagier war kein Säugling, der unterwegs zur Welt gekommen wäre, er war auch kein blinder Passagier und kein Schiffbrüchiger, den der Mann im Ausguck im Wasser treibend erblickt hätte, an ein Stück Treibholz geklammert, und den zu retten er laut ausgerufen hätte. Aber dies zu erzählen hieße, Walter Moody dessen zu berauben, was er zu erzählen hat – und das wäre unfair, denn er war noch immer außerstande, sich die Erscheinung in allen Einzelheiten zu vergegenwärtigen, ganz davon zu schweigen, eine Geschichte zur Unterhaltung Unbeteiligter daraus zu bilden.

In Hokitika hatte es seit zwei Wochen ununterbrochen geregnet. Moodys erster Blick auf die Stadt zeigte ihm ein unstetes Gewölk, das sich vor und zurück bewegte, wenn der Nebel seine Richtung änderte. Zwischen der Küste und den abrupt aufragenden Bergen gab es nur einen schmalen Streifen Land, von der ständigen Brandung flach geklopft, die auf dem Sand wie Rauch aussah; der Strand wirkte noch flacher und enger durch die Wolke, die die Berge tief unten zerteilte und eine graue Decke über den eng gedrängten Dächern der

Stadt bildete. Der Hafen lag im Süden der Ortschaft, in die gekrümmte Mündung eines goldreichen Flusses geschmiegt, der schäumte, wo er sich mit dem salzigen Meerwasser mischte. Hier an der Küste war er braun und trist, doch weiter flussaufwärts war sein Wasser kühl und klar, und es hieß, es schimmere. Die Flussmündung war ruhiges Wasser, ein kleiner See voll Masten und dicker Schornsteine von Dampfern, die auf besseres Wetter warteten, weil sie wussten, wie gefährlich es wäre, zu riskieren, auf die Sandbank aufzulaufen, die unter dem Wasser lauerte und bei jeder Strömung ihre Lage änderte. Die unermessliche Menge der Schiffe, die an dieser Sandbank gestrandet waren, lag als trauriges Zeugnis der Gefahr unter Wasser verstreut. Es waren insgesamt mehr als dreißig Wracks, darunter einige neueren Datums. Ihre zersplitterten Schiffskörper formten eine sonderbare Barriere, die einen bedrückenden Schutzwall der Stadt gegen das offene Meer zu bilden schien.

Der Kapitän der Bark wagte nicht, sein Schiff in den Hafen zu lenken, bevor das Wetter sich gebessert hatte; stattdessen forderte er mit Signalen einen Leichter an, um die Passagiere über die wogenden Brecher an den Strand befördern zu lassen. Sechs Männer bildeten die Mannschaft des Leichters, ausnahmslos finstere Charon-Gestalten, die wortlos vor sich hinstarrten, während die Passagiere auf einem Sitz an der schaukelnden Seite der *Godspeed* hinuntergelassen wurden. Es war abscheulich, sich in das winzige Boot zu kauern und durch die undurchdringliche Takelage des Schiffs nach oben zu spähen; die schaukelnde Bark warf einen dunklen Schatten, und als sie schließlich ablegten und ins offene Wasser ruderten, spürte Moody die Erleichterung geradezu physisch. Die anderen Passagiere waren munterer Laune. Sie kommentierten das Wetter und freuten sich, einen Sturm erlebt zu haben. Sie staunten über jedes Wrack, an dem sie vorbeikamen, und sagten laut die Namen auf; sie erörterten die Goldfelder und den Reichtum, den sie dort finden würden. Ihre Zuversicht war abstoßend. Eine Frau drückte einen Flakon Riechsalz an Moodys Hüftknochen – „Nehmen Sie es unauffällig, damit die anderen nicht auch etwas davon haben wollen“ –, doch er schob ihre Hand weg. Sie hatte nicht gesehen, was er gesehen hatte.

Der Regenschwall schien zuzunehmen, als der Leichter sich der Küste näherte. Die Gischt der Brecher sprühte so viel Salzwasser über das Schanzdeck, dass Moody sich genötigt sah, der Besatzung zu helfen, Wasser aus dem Boot zu schöpfen, mithilfe eines ledernen Eimers, den ihm wortlos ein Mann zuwarf, der bis auf die hintersten Backenzähne zahnlos war. Moody hatte nicht einmal die Kraft, sich zu wehren. Auf einer von weißer Gischt bekrönten Welle gelangten sie über die Sandbank und in das ruhigere Wasser der Flussmündung. Moody schloss nicht die Augen. Als der Leichter anlegte, verließ er als Erster das Boot, bis auf die Knochen durchnässt und so schwindelig, dass er auf der Leiter stolperte, sodass das Boot sich abrupt wegbewegte. Wie ein Verfolgter torkelte und hinkte er den Kai hinunter auf das Festland.

Als er sich umwendete, konnte er nur mit Mühe den zerbrechlichen Leichter ausmachen, der am Ende des Kais an seiner Vertäuung zerrte. Die Bark war schon lange im Nebel verschwunden, der sich wie Milchglas auf alles senkte und die Schiffswracks, die Dampfer auf der Reede und das offene Meer dahinter unsichtbar machte. Moody schwankte unsicher. Undeutlich nahm er wahr, wie die Besatzung Taschen und Koffer aus dem Boot reichte, wie die anderen Passagiere herumliefen, die Gepäckträger und Schauerleute ihre Anweisungen durch den Regen riefen. All das war wie verschleiert, die Gestalten

waren verschwommen, als wären die Reise und alles, was mit ihr zusammenhing, bereits vom trüben Nebel seines verwirrten Geistes vereinnahmt, als hätte sein Gedächtnis sich in sich selbst zurückgezogen und wäre dabei seinem Gegenpart begegnet, der Fähigkeit des Vergessens, und hätte Nebel und Regenschauer als eine Art gespenstische Bedeckung herbeibeschworen, die ihn vor den Erscheinungen seiner jüngsten Vergangenheit schützen sollte.

Moody verlor keine Zeit. Er drehte sich um und eilte den Strand entlang, vorbei am Schlachthaus, an den Latrinen, an den Hütten auf dem Sandstrand des Ufers, die als Windbrecher dienten, an den Zelten, die unter dem sich grau färbenden Gewicht des Regenwassers von zwei Wochen zusammensackten. Er hielt den Kopf gebeugt, drückte seine Aktentasche eng an sich und sah nichts: weder die Viehhöfe noch die hohen Giebel der Lagerhäuser noch die kleinteiligen Fenster der Bürogebäude an der Wharf Street, hinter denen sich formlose Körper in beleuchteten Räumen bewegten. Moody marschierte weiter, bis zu den Waden im Schlamm, und als die Scheinfront des Crown Hotel sich vor ihm zeigte, rannte er darauf zu und warf seine Aktentasche hin, um mit beiden Händen den Türknauf zu umklammern.

Das Crown war ein Hotel von pragmatischer und schmuckloser Art, das nur seine Nähe zum Hafen dem Besucher empfahl. Soweit dieser Umstand ein Vorteil war, hatte er doch auch seine Nachteile: denn in so großer Nähe zu den Viehhöfen mischte sich der blutige Geruch des Schlachtens mit dem säuerlichen, salzigen Geruch des Meeres und erinnerte einen unablässig an den Geruch einer vernachlässigten Eiskiste, in der ein rohes Bratenstück verfault war. Aus diesem Grund hätte Moody sich ohne Weiteres gegen dieses Hotel entscheiden und stattdessen beschließen können, sich nach

Norden die Revell Street entlangzubegeben, wo die Hotels mit breiteren Frontseiten prunkten, mit bunteren Farben, mit Portiken, und mit ihren hohen Fenstern und ihren zierlichen Holzornamenten allen Reichtum und Komfort versprachen, an den er als wohlhabender Mann gewohnt war … aber in dem schwankenden Unterdeck der *Godspeed* hatte Moody alles Unterscheidungsvermögen eingebüßt. Es verlangte ihn nur nach einem Dach über dem Kopf und nach Ruhe.

Sobald er die Tür hinter sich geschlossen hatte und das Geräusch des Regens gedämpft war, übte die Stille in dem leeren Foyer eine unmittelbare und körperlich beruhigende Wirkung auf ihn aus. Wir sagten bereits, dass Moody seinem Aussehen beträchtliche Vorteile verdankte, und dessen war er sich durchaus bewusst; er wollte in einer fremden Stadt nicht erscheinen wie ein Gehetzter. Er klopfte das Wasser von seinem Hut, fuhr sich mit der Hand durch die Haare, stampfte mit den Füßen, damit seine Knie nicht mehr zitterten, und bewegte den Mund energisch, als wollte er dessen Geschmeidigkeit erproben. Diese Bewegungen führte er schnell und ungeniert aus. Bis das Mädchen an der Rezeption sich blicken ließ, hatte er seinen gewohnten Gesichtsausdruck freundlicher Gleichgültigkeit angenommen und betrachtete aufmerksam die Schwalbenschwanzverfugung an der Ecke der Theke.

Die Rezeptionistin war ein stumpfsinnig wirkendes junges Mädchen mit farblosem Haar, dessen Zähne so gelb waren wie seine Haut. Es leierte die Preise für Logis und Verköstigung herunter, erleichterte Moody um zehn Shilling (die es mit dumpfem Klappern in eine verschlossene Schublade unter der Theke fallen ließ) und führte ihn griesgrämig nach oben. Er war sich seiner nassen Fußstapfen bewusst und der ansehnlichen Pfütze, die er im Foyer hinterlassen hatte, und er nötigte ihr eine Sixpencemünze auf; sie nahm sie gering-

schätzig entgegen und wollte gehen, doch dann schien sie auf einmal zu wünschen, sie wäre freundlicher gewesen. Sie errötete, und nach einer kurzen Pause schlug sie vor, ihm ein Tablett mit einem Nachtmahl aus der Küche bringen zu lassen – „Um Ihre Eingeweide zu trocknen", sagte sie und entblößte ihre Zähne zu einem gelben Lächeln.

Das Crown Hotel war ein Neubau, den noch immer die staubigen, honigfarbenen Spuren frisch verlegten Holzes prägten, dessen Vertäfelung noch immer an jeder Fuge harzige Perlen weinte, in dem die Kamine noch frei von Asche und Verschmutzung waren. Moodys Zimmer war auf sehr beiläufige Weise möbliert, wie in einer Pantomime, in der ein einzelner Stuhl einen großen und verschwenderischen Haushalt symbolisiert. Das Kopfpolster auf der Matratze war dünn, mit einer Füllung, die sich wie Baumwollfetzen anfühlte; die Bettdecken waren etwas zu groß, sodass sie an den Ecken auf den Boden hingen und das Bett verzwergten, das sich unter dem ungefügen Vorsprung des Erkers duckte. Die Kahlheit verlieh dem Zimmer eine gespenstische und unfertige Qualität, die beunruhigend hätte sein können, wenn der Ausblick durch das unebene Glas eine andere Straße in einem anderen Zeitalter gezeigt hätte, doch Moody empfand die Leere als Seelenbalsam. Er legte die durchnässte Aktentasche auf die Etagere neben seinem Bett, wrang seine Kleidung aus und trocknete sie, so gut es ging, leerte eine Kanne Tee, aß vier Scheiben grobkörnigen dunklen Brotes mit Schinken, und nachdem er aus dem Fenster den undurchdringlichen Regen die Straße hatte überschwemmen sehen, beschloss er, seine Erledigungen in der Stadt auf den nächsten Vormittag zu verschieben.

Das Hausmädchen hatte die Zeitung vom Vortag unter die Teekanne gelegt – wie dünn für ein Sixpenny-Blättchen! Moody musste lächeln, als er sie in die Hand nahm. Er hatte

eine Vorliebe für billige Zeitungen, und es amüsierte ihn zu sehen, dass die bezauberndste Tänzerin der Stadt ihre Dienste auch als diskreteste Hebamme anbot. Eine ganze Rubrik der Zeitung galt verschollenen Goldschürfern (etwa: *Sollte dies Emery Staines zu Augen kommen oder jemandem, der von seinem Aufenthalt unterrichtet ist …*) und eine ganze Seite den Anzeigen, mit denen Bardamen gesucht wurden. Moody las das Blättchen zweimal, inklusive der Schiffsnachrichten, der Anzeigen für Logis und günstige Verköstigung sowie mehrerer sehr langweiligen und in voller Länge abgedruckten politischen Propagandareden. Er war enttäuscht: Die *West Coast Times* nahm sich aus wie ein Kirchspielfaszikel. Aber was hatte er erwartet? Dass ein Goldfeld sich als exotische Phantasmagorie erweisen würde, voller Glitzer und Versprechungen? Dass die Goldgräber gefährlich und gerissen sein würden – jeder von ihnen ein Mörder oder ein Dieb?

Moody faltete die Zeitung langsam. Seine Gedanken hatten ihn zur *Godspeed* zurückgeführt und zu der blutigen Kiste in ihrem Frachtraum, und sein Herz klopfte wieder heftig. „Genug", sagte er laut und kam sich sogleich töricht vor. Er stand auf und schob die gefaltete Zeitung beiseite. Es dämmerte ohnehin, dachte er, und er las nicht gern im Dämmerlicht.

Er verließ sein Zimmer und ging nach unten zurück. Er traf das Zimmermädchen in einem Verschlag unter der Treppe an, wo sie ein Paar Reitstiefel mit Stiefelschwärze bearbeitete, und fragte sie, ob es einen Raum gebe, in dem er den Abend verbringen könne. Seine Reise hatte ihm beträchtliche nervliche Anspannung bereitet, und er benötigte dringend ein Glas Brandy und einen ruhigen Ort, um seine Augen auszuruhen.

Inzwischen war das Zimmermädchen entgegenkommender – Sixpence waren für sie offenbar keine übliche Währung, dachte sich Moody, und dies könnte später einmal nützlich

sein, wenn er ihre Dienste benötigte. Sie erklärte ihm, der Salon des Crown sei an diesem Abend für eine Privatgesellschaft reserviert – „Die Freunde des katholischen Glaubens“, erläuterte sie und grinste wieder –, doch stattdessen könne sie ihn zum Rauchzimmer führen, wenn er das wünschen sollte.

Abrupt kehrte Moody in die Gegenwart zurück und sah, dass Thomas Balfour ihn noch immer anblickte, mit einer Miene neugieriger Erwartung.

„Ich muss um Verzeihung bitten“, sagte Moody verwirrt. „Ich glaube, ich habe mich in meinen Gedanken verloren – für einen Augenblick …“

„Woran dachten Sie?“, fragte Balfour.

Woran hatte er gedacht? Nur an die Krawatte, an die silberne Hand, an den Namen, der aus der Dunkelheit gekeucht wurde. Diese Szene war wie eine kleine Welt, dachte Moody, ihren eigenen Dimensionen unterworfen. Die normale Zeit konnte endlos vergehen, solange sein Geist sich dort befand. Es gab die große Welt vergehender Zeit und wandernder Sphären und daneben die kleine, unbewegliche Welt des Schreckens und Entsetzens; beide fügten sich ineinander, eine Sphäre innerhalb einer Sphäre. Wie eigenartig, dass Balfour ihn beobachtet hatte, dass echte Zeit vergangen war – sich unterdessen um ihn herum weiterbewegt hatte –

„Ich habe an nichts Besonderes gedacht“, sagte er. „Ich habe eine anstrengende Reise hinter mir, weiter nichts.“

Hinter ihm platzierte einer der Billardspieler einen Stoß: Es klickte zweimal, dann ein dumpfes Ploppen und leiser Beifall der Mitspieler. Der Geistliche schüttelte seine Zeitung geräuschvoll; ein anderer hustete; wieder ein anderer klopfte den Staub von seinen Hemdsärmeln und bewegte sich in seinem Sessel.

„Ich fragte Sie nach Ihrem Streit“, sagte Balfour.

„Der Streit –“, setzte Moody an und verstummte. Plötzlich fühlte er sich zu erschöpft, um auch nur zu sprechen.

„Die Auseinandersetzung“, sagte Balfour erwartungsvoll. „Zwischen Ihnen und Ihrem Vater.“

„Entschuldigen Sie“, sagte Moody. „Es ist eine heikle Geschichte.“

„Es geht um Geld! Habe ich’s erraten?“

„Verzeihen Sie, nein.“ Moody fuhr sich mit der Hand über das Gesicht.

„Es geht nicht um Geld! Dann geht es um – Liebe! Sie sind verliebt … aber Ihr Vater ist mit der jungen Dame Ihrer Wahl nicht einverstanden …“

„Nein, Sir“, sagte Moody. „Ich bin nicht verliebt.“

„Da sollten Sie sich aber schämen“, sagte Balfour. „Nun gut, ich schließe daraus, dass Sie schon verheiratet sind!“

„Das bin ich nicht.“

„Dann sind Sie vielleicht ein junger Witwer?“

„Ich war noch nie verehelicht, Sir.“

Balfour brach in lautes Gelächter aus und hielt beide Hände in die Höhe, um pantomimisch anzudeuten, dass er Moodys Zurückhaltung auf komische Weise unbegreiflich und ein wenig absurd fand.

Während Balfour noch lachte, stützte Moody sich auf seine Handgelenke, richtete sich auf und drehte sich schnell um, sodass er über die Rücklehne seines Sessels einen Blick auf das Zimmer hinter ihm erlangen konnte. Er wollte andere in das Gespräch einbeziehen und so seinen Gesprächspartner von seinem ursprünglichen Ziel ablenken.

Doch niemand sah auf, niemand begegnete seinem Blick; alle, so schien es Moody, bemühten sich, ihm auszuweichen. Das war sonderbar. Doch seine Pose war vielleicht etwas ungeschickt oder gar unhöflich, und so nahm er widerwillig sei-

ne vorherige Haltung ein und kreuzte die Beine ein weiteres Mal.

„Ich wollte Sie nicht enttäuschen“, sagte er, als Balfour zu lachen aufhörte.

„Enttäuschen – weiß Gott nicht!“, rief Balfour. „Weiß Gott nicht! Sie sollen Ihre Geheimnisse für sich behalten!“

„Sie missverstehen mich“, sagte Moody. „Mir ist es nicht darum zu tun, etwas zu verbergen. Der Gegenstand ist für mich persönlich bedrückend, das ist alles.“

„Oh“, sagte Balfour, „aber so ist es immer, Mr. Moody, wenn man jung ist – ich meine, dass die eigene Lebensgeschichte einen bedrückt – und man mit niemandem darüber sprechen kann – ich meine, mit anderen Männern.“

„Das ist eine kluge Beobachtung.“

„Klug! Und sonst nichts?“

„Ich verstehe Sie nicht, Mr. Balfour.“

„Sie haben sich vorgenommen, meine Neugier auf die Folter zu spannen!“

„Ich muss gestehen, dass Sie mich etwas ratlos machen.“

„Das hier ist eine Goldgräberstadt, Sir!“, sagte Balfour. „Man muss sich auf seine Kameraden verlassen können – man muss ihnen vertrauen können – weiß Gott!“

Das war noch sonderbarer. Zum ersten Mal – vielleicht wegen seiner wachsenden Unzufriedenheit, die ihn aufmerksamer die Szenerie vor seinen Augen beobachten ließ – spürte Moody Interesse. Das befremdliche Schweigen ringsum entsprach nicht so recht dem Geist der Brüderlichkeit, in dem man alles teilt und alles erleichtert wird … und zudem hatte Balfour wenig über sich selbst und sein Ansehen in der Stadt offenbart, was Moody zu einer Einschätzung verholfen hätte. Moodys Blick wanderte zur Seite, zu dem dicken Mann am Kamin, dessen geschlossene Lider zitterten, weil er sich schlafend stellte, und dann zu dem blonden Mann hinter ihm, der

sein Queue von einer Hand zur anderen wechselte, aber alles Interesse an dem Spiel verloren zu haben schien.

Irgendetwas ging vor sich; davon war er auf einmal überzeugt. Balfour spielte eine Rolle, die mit den anderen abgesprochen war. Er sondierte das Terrain, dachte Moody. Aber zu welchem Zweck? Hinter dem Dauerbeschuss der Fragen verbarg sich ein System, eine Absicht, von Balfours überschwänglichem Auftreten, seiner einnehmenden und ungestümen Art geschickt kaschiert. Die anderen lauschten aufmerksam, mochten sie noch so beiläufig in ihren Zeitungen blättern oder sich schlafend stellen. Mit dieser Erkenntnis schien der Raum sich unvermittelt zu erhellen, so wie eine zufällige Ansammlung von Sternen sich vor dem Auge zu einem Sternbild fügt. Balfour war nicht mehr der heitere, gesprächige Zeitgenosse, für den Moody ihn zuerst gehalten hatte; stattdessen wirkte er angestrengt und nervös, ja verzweifelt. Moody fragte sich inzwischen, ob es klüger sein könnte, ihm entgegenzukommen, statt ihn abblitzen zu lassen.

Walter Moody war in der Kunst der vertraulichen Mitteilung bewandert. Er wusste, dass man durch Bekenntnisse das delikate Recht erwirbt, die Bekenntnisse des anderen ebenfalls zu erfahren. Ein Geheimnis muss mit einem Geheimnis erwidert werden, und eine Geschichte verlangt nach einer Geschichte. Die leise Erwartung einer angemessenen Revanche war die Art von Druck, die Moody auszuüben verstand. Er würde mehr erfahren, wenn er sich Balfour anvertraute, als wenn er sich sein Misstrauen anmerken ließ, denn wenn er dem anderen frank und frei sein Vertrauen schenkte, hätte Balfour keine andere Wahl, als ihm im Tausch ebenfalls zu vertrauen. Es gab keinen Grund, seine Familiengeschichte nicht zu erzählen – mochte es noch so unangenehm sein, sich ihrer zu entsinnen –, um so das Vertrauen des anderen zu erlangen. Was sich an

Bord der *Godspeed* ereignet hatte, das zu enthüllen, hatte er keinerlei Absicht, doch dafür musste er sich nicht verstellen, denn das war nicht die Geschichte, die Thomas Balfour unbedingt hören wollte.

Nach diesen Überlegungen änderte Moody seinen Kurs.

„Ich sehe, dass ich Ihr Vertrauen noch gewinnen muss, Sir", sagte er. „Ich habe nichts zu verbergen. Ich werde Ihnen meine Geschichte erzählen."

Balfour warf sich voller Zufriedenheit in seinem Sessel zurück. „Sie sprechen von einer Geschichte!", sagte er und strahlte wieder. „Aber dann überrascht es mich, Mr. Moody, dass weder Geld noch Liebe darin vorkommen!"

„Nur ihr Fehlen, fürchte ich", sagte Moody.

„Fehlen – o ja", sagte Balfour, noch immer lächelnd. Mit einer Geste forderte er Moody auf fortzufahren.

„Ich muss Sie zuerst mit einigen Besonderheiten meiner Familiengeschichte vertraut machen", sagte Moody und verstummte dann für einen Augenblick, die Augen halb geschlossen, den Mund geschürzt.

Sein Sessel stand dem Kamin gegenüber, und etwa die Hälfte der Anwesenden befand sich in seinem Rücken, wo sie sitzend oder stehend ihre diversen Aktivitäten vortäuschten. In den paar Sekunden Aufschub, die er sich verschafft hatte, indem er vorgab, seine Gedanken zu sammeln, ließ Moody den Blick nach links und rechts wandern, um sich die Zuhörer einzuprägen, die in unmittelbarer Nähe am Kamin saßen.

Am nahesten saß der Dicke, der so tat, als schliefe er. Er war von allen am auffallendsten gekleidet – eine massive Uhrkette, so dick wie einer seiner fetten Finger, verlief von der samtenen Westentasche über die Batisthemdbrust, und in Abständen waren daran knöchelgroße Goldklumpen angebracht. Der Mann neben Balfour war hinter den Seitenlehnen

seines Sessels verborgen, sodass Moody nur seine glänzende Stirn und Nasenspitze sehen konnte. Er trug einen Überrock aus dickem Wollstoff mit Fischgrätmuster, der viel zu warm für eine Position so nahe am Feuer war, und der Schweiß auf Stirn und Nase widersprach der Haltung vorgeblichen Behagens. Er rauchte keine Zigarre, sondern drehte ein silbernes Zigarettenetui ununterbrochen zwischen den Händen. Zur Linken Moodys befand sich ein weiterer Ohrenbackensessel so nahe neben seinem eigenen, dass er das nasale Pfeifen im Atem des Sitznachbarn hören konnte. Dieser Mann war dunkelhaarig, von schmaler Statur und so groß, dass er aussah, als hätte er sich zusammengefaltet, mit aneinandergepressten Knien, die Schuhsohlen fest auf den Boden gedrückt. Er las eine Zeitung, und alles in allem gelang es ihm wesentlich besser als den anderen, Gleichgültigkeit vorzutäuschen, aber dennoch waren seine Augen etwas glasig, als wären sie nicht auf das Gedruckte konzentriert, und seit geraumer Zeit hatte er nicht weitergeblättert.

„Ich bin der jüngere von zwei Söhnen", sagte Moody schließlich. „Mein Bruder Frederick ist fünf Jahre älter. Unsere Mutter starb gegen Ende meiner Schulzeit – ich kam nur kurz nach Hause für ihre Beerdigung –, und bald darauf heiratete mein Vater wieder. Ich kannte seine zweite Frau nicht. Sie war – oder ist – eine stille, empfindsame Frau, die sich schnell ängstigt und kränkelnd ist. Darin ist sie meinem Vater sehr unähnlich, denn er ist von grober Wesensart und ein Freund des Alkohols.

Es war eine unglückliche Ehe; ich glaube, beide Seiten bereuten die Eheschließung als Irrtum, und ich muss zu meinem Bedauern sagen, dass mein Vater seine neue Frau sehr schlecht behandelt hat. Vor drei Jahren verschwand er und ließ sie in Edinburgh völlig mittellos zurück. Sie hätte ins Armen-

haus kommen können oder Schlimmeres, so verarmt fand sie sich unversehens wieder. Sie wandte sich an mich – brieflich. Ich weilte im Ausland und kehrte sofort nach Hause zurück. Ich wurde zu ihrem Beschützer, soweit es mir möglich war. Ich kümmerte mich um ihre Bedürfnisse, und sie fügte sich in meine Vorkehrungen, wenngleich nicht ohne Verbitterung, denn ihre Zukunftsaussichten hatten sich grundlegend geändert.“ Moody lachte unfroh und gezwungen. „Ich sicherte ihr ein kleines Einkommen – eine Beschäftigung, Sie verstehen. Danach fuhr ich nach London in der Absicht, meinen Vater ausfindig zu machen. Dort tat ich, was ich konnte, um ihn zu finden, und verwendete viel Geld darauf. Zuletzt machte ich mir Gedanken darüber, wie ich meine Ausbildung zum Gelderwerb nutzen konnte, denn ich wusste, dass ich mich nicht mehr auf mein Erbe verlassen konnte, und mein Kredit bei den Banken war fast ganz erschöpft.

Mein älterer Bruder wusste nichts von dem Elend unserer Stiefmutter; wenige Wochen vor dem Verschwinden meines Vaters hatte er das Land verlassen, um auf den Goldfeldern von Otago sein Glück zu machen. Er neigte zu solchen überraschenden Launen – vielleicht könnte man ihn als abenteuerlustig bezeichnen, doch seit unserer Kindheit hatten wir kein enges Verhältnis unterhalten, und ich kenne ihn nicht gut, wie ich gestehen muss. Es vergingen Monate und Jahre. Er kehrte nicht zurück und ließ auch nie von sich hören. Meine Briefe an ihn blieben unbeantwortet. Ich weiß nicht einmal, ob er sie je erhalten hat. Zuletzt kaufte auch ich eine Fahrkarte für ein Schiff nach Neuseeland, denn ich wollte meinem Bruder die Veränderungen in der Situation unserer Familie mitteilen und mich ihm – sofern er noch am Leben sein sollte – vielleicht eine Zeitlang beim Goldschürfen anschließen. Mein eigenes Vermögen war zerronnen, meine Rente konnte ich

nicht weiter belehnen, und ich hatte große Schulden. In London hatte ich am Inner Temple studiert. Ich hätte vermutlich dort bleiben können und darauf warten, als Anwalt zugelassen zu werden … aber der Anwaltsstand sagt mir nicht zu. Ich konnte mich nicht dafür erwärmen. Stattdessen bin ich nach Neuseeland aufgebrochen.

Als ich in Dunedin landete, vor kaum zwei Wochen, erfuhr ich, dass die Goldfelder von Otago durch die neuen Funde hier an der Küste abgelöst worden waren. Ich zögerte, denn ich wusste nicht, wohin ich mich zuerst wenden sollte, und wurde für mein Zögern auf höchst unerwartete Weise belohnt: Ich begegnete meinem Vater.“

Balfour murmelte etwas, unterbrach ihn aber nicht. Er starrte in das Feuer, den Mund nachdenklich um die Zigarre gepresst und die Hand locker um den Fuß seines Glases geschlossen. Die elf anderen schwiegen ebenfalls. Das Billardspiel war offenbar aufgegeben worden, denn Moody hörte keine Kugeln mehr klicken. Das Schweigen hatte etwas Angespanntes, als warteten die Lauschenden darauf, dass er etwas Besonderes enthüllte … oder als fürchteten sie es.

„Unser Wiedersehen war nicht erfreulich“, fuhr Moody fort. Er sprach laut, um das Prasseln des Regens zu übertönen, laut genug, damit jeder Anwesende ihn hören konnte, aber nicht so laut, dass die anderen gemerkt hätten, dass er ihre Aufmerksamkeit erriet. „Er war betrunken und sehr erzürnt, dass ich ihn gefunden hatte. Ich erfuhr, dass er ausnehmend reich geworden war und sich wieder verheiratet hatte, mit einer Frau, die zweifellos nichts von seiner Lebensgeschichte wusste oder davon, dass er nach Recht und Gesetz mit einer anderen verheiratet war. Ich muss gestehen, dass ich nicht sonderlich überrascht war. Die Beziehung zu meinem Vater war nie eng gewesen, und es war nicht das erste Mal, dass ich ihn unter

fragwürdigen Umständen ertappt hatte … wenngleich noch nie in einer Situation von so kriminellem Ausmaß, wie ich hinzufügen muss.

Die größte Überraschung kam, als ich mich nach meinem Bruder erkundigte und erfahren musste, das er von Anfang an für meinen Vater gehandelt hatte: Sie hatten gemeinsam sein Verschwinden bewerkstelligt und waren zusammen als Partner nach Süden gereist. Ich wartete nicht ab, auch Frederick zu begegnen – ich hätte es nicht ertragen, sie zusammen zu sehen -, und bereitete mich auf die Abreise vor. Mein Vater wurde unausstehlich und wollte meine Abreise verzögern. Ich entzog mich und fasste das Vorhaben, hierherzufahren. Ich hatte genug Geld, um nach London zurückzufahren, wenn ich es gewollt hätte, doch mein Kummer war so groß, dass ich –“ Moody schwieg und beschrieb mit den Fingern eine hilflose Geste. „Ich weiß nicht“, sagte er zuletzt. „Ich dachte mir, die harte Arbeit beim Goldschürfen könnte mir für einige Zeit helfen. Und ich will nicht Rechtsanwalt sein.“

Schweigen. Moody schüttelte den Kopf und setzte sich in seinem Sessel nach vorne. „Das ist eine traurige Geschichte“, sagte er in lebhafterem Ton. „Ich schäme mich für mein Blut, Mr. Balfour, aber darauf will ich nicht verweilen. Ich will einen neuen Anfang wagen.“

„Traurig in der Tat!“, rief Balfour, der endlich die Zigarre aus dem Mund nahm und sie schwenkte. „Es tut mir leid für Sie, Mr. Moody, und ich achte Sie. Aber Ihr Schicksal ist ein Goldgräberschicksal, nicht wahr? Ein neues Leben! Oder sollte ich sagen: eine Revolution! Dass ein Mann alles neu anfangen kann – sich selbst zu einem neuen Menschen machen kann –, was sagen Sie dazu?“

„Das sind ermutigende Worte“, sagte Moody.

„Ihr Vater heißt vermutlich auch Moody, nehme ich an.“

„So ist es“, sagte Moody. „Mit Vornamen heißt er Adrian. Haben Sie vielleicht von ihm gehört?“

„Nein“, sagte Balfour, und als er sah, dass sein Gegenüber enttäuscht war, fügte er hinzu: „Was nicht viel zu sagen hat, wissen Sie. Ich bin im Frachtgewerbe, wie gesagt, und inzwischen stehe ich mit Goldgräbern nicht mehr auf du und du. Ich war drei Jahre in Dunedin. Aber falls Ihr Papa beim Goldsuchen erfolgreich war, dann muss er weiter im Landesinneren geschürft haben. Oben in den Bergen. Er kann überall gewesen sein – in Tuapeka oder Clyde –, weiß Gott wo. Aber jetzt passen Sie auf, Mr. Moody, was das Hier und Jetzt betrifft. Sie fürchten doch nicht, dass er Ihnen folgen könnte?“

„Nein“, sagte Moody ruhig. „Ich habe mir große Mühe gegeben, den Eindruck zu erwecken, ich würde unmittelbar nach England zurückkehren, als ich mich von ihm trennte. Am Hafen bin ich einem Mann begegnet, der eine Reisemöglichkeit nach Liverpool suchte. Ich habe ihm meine Lage erklärt, und nach kurzem Verhandeln haben wir unsere Papiere getauscht. Er hat am Schalter meinen Namen angegeben, und ich habe seinen angegeben. Sollte mein Vater bei der Zollbehörde Erkundigungen einziehen, wären die Beamten in der Lage, ihm zu versichern, dass ich die Inseln bereits verlassen hätte und mich auf dem Heimweg befände.“

„Aber Ihr Vater – und Ihr Bruder – könnten aus freien Stücken an diese Küste kommen. Zum Goldschürfen.“

„Das lässt sich nicht ausschließen“, stimmte Moody zu. „Aber wenn ich es recht verstanden habe, haben sie in Otago genug Gold gefunden.“

„Genug Gold!“ Balfour sah aus, als wollte er wieder in Gelächter ausbrechen.

Moody zuckte die Achseln. „Nun ja“, sagte er kühl, „ich werde mich selbstverständlich auf ihre eventuelle Ankunft vorbereiten. Aber ich rechne nicht damit.“

„Nein, natürlich nicht, natürlich nicht“, sagte Balfour und tätschelte mit seiner Pranke Moodys Arm. „Wir wollen lieber über angenehmere Dinge sprechen. Was haben Sie mit Ihrem Gold vor, sobald Sie ein hübsches Sümmchen zusammengebracht haben? Zurück nach Schottland, um Ihr Vermögen dort auszugeben, wie?“

„Ich hoffe es“, sagte Moody. „Ich habe gehört, man könne in vier Monaten oder in noch kürzerer Zeit genügend Gold finden, und das würde bedeuten, dass ich vor dem ärgsten Winterwetter abreisen könnte. Ist das in Ihren Augen eine gerechtfertigte Erwartung?“

„Durchaus gerechtfertigt“, sagte Balfour und lächelte ins Feuer, „durchaus gerechtfertigt, in der Tat – ja, denkbar ist es. Also keine Kameraden hier in der Stadt? Leute, mit denen Sie sich am Hafen treffen, die sich Ihnen anschließen – Burschen aus der Heimat?“

„Keine, Sir“, erklärte Moody zum dritten Mal an diesem Abend. „Ich bin allein hergereist, und wie ich Ihnen bereits sagte, ist es meine Absicht, allein mein Glück zu machen, ohne die Hilfe anderer.“

„O ja“, sagte Balfour, „Ihr Glück allein machen – oder eher suchen, auf die moderne Art. Aber der Kamerad eines Goldgräbers ist wie sein Schatten – das ist etwas, was Sie auch lernen müssen –, wie sein Schatten oder seine Frau –“

Bei dieser Bemerkung machte sich leise Belustigung im Zimmer bemerkbar – nicht offenes Gelächter, sondern eher ein hörbares Ausatmen, von mehreren Seiten gleichzeitig. Moody sah sich um. Als er seinen Bericht beendete, hatte er gespürt, wie eine allgemeine Anspannung nachließ, Erleichterung eintrat. Die Männer hatten etwas befürchtet, dachte er, und seine Geschichte hatte sie beruhigt. Zum ersten Mal fragte er sich, ob ihre Befürchtungen irgendetwas mit dem Grauen zu tun haben mochten, das er an Bord der Godspeed erlebt hatte. Dieser Gedanke war eigenartig unangenehm. Er wollte sich nicht vorstellen müssen, seine persönlichen Erinnerungen könnten einem anderen erklärbar sein, und noch weniger, dass ein anderer sie teilen könnte. (Das Leid, dachte er später, konnte einen des Mitgefühls berauben, konnte einen selbstsüchtig machen und einen dazu bringen, alle anderen Leidenden mit Geringschätzung zu betrachten. Diese Erkenntnis überraschte ihn.)

Balfour grinste. „Ja – sein Schatten oder seine Frau“, wiederholte er und nickte Moody beifällig zu, als hätte dieser den Scherz geäußert und nicht er selbst. Er strich sich mehrmals mit der Handfläche über seinen Bart und lachte in sich hinein.

Denn er war tatsächlich erleichtert. Verlorene Erbschaften, verfehlte Heiraten, eine Frau von Adel, die arbeiten musste – diese Art von Verrat gehörte zu einer völlig anderen Welt, dachte er, einer Welt der Salons, der Visitenkarten und der Abendkleidung. Es faszinierte ihn, dass solche Wechselfälle des Geschicks als Tragödien betrachtet werden konnten, dass der junge Mann sie mit der eisigen und beherrschten Verlegenheit desjenigen einräumte, dem von Geburt an eingeredet worden war, seine Lebensumstände würden sich niemals ändern. Davon hier zu sprechen – an der äußersten Vorhut der Zivilisation! Hokitika, so hieß es in den Zeitungen, wuchs schneller als San Francisco, und es war aus dem Nichts entstanden … aus dem uralten vermodernden Leben des Dschungels … aus den Gezeiten der Marschen und den wechselnden Wasserläufen und dem Nebel … aus den unberechenbaren Wassern, reich an Gold. Hier wurden Männer

nicht zu etwas gemacht, sondern sie erschufen sich selbst, wie sie im Schlamm hockten, um das Gold reinzuwaschen. Balfour fasste sich an die Westenaufschläge. Moodys Geschichte war ergreifend und hatte in ihm nachsichtige, väterliche Gefühle geweckt – denn Balfour schätzte es sehr, sich daran erinnert zu fühlen, dass er selbst ein moderner Mensch war (unternehmerisch, von keinen Verwandtschaftsbeziehungen behindert), während andere noch immer in den Konventionen einer überlebten Zeit zappelten.

Dieses Urteil sagte natürlich weniger über den Angeklagten aus als über den Richter. Balfours Willensstärke erlaubte ihm keine philosophischen Erwägungen, die nicht von handfestester empirischer Art waren. Sein liberaler Fortschrittsgeist konnte mit Verzweiflung nichts anfangen, denn sie war für ihn nichts anderes als ein Brunnen ohne Grund, tief, aber eng, von aller Luft abgeschnitten, nur durch Berührung eruierbar und ohne jedes Interesse. Die Seele besaß für ihn keine Faszination; sie war nur ein Vorwand für die größeren und lebendigeren Geheimnisse von Humor und Abenteuer. Von den dunklen Abgründen der Seele hatte er keine Vorstellung. Oft sagte er, die einzige innere Leere, die er kenne, sei der Appetit, und obwohl er bei diesen Worten lachte und sich darüber zu amüsieren schien, brachte er fraglos nur wenig Mitgefühl für Situationen auf, die Mitgefühl erfordern. Der offenen Zukunft anderer begegnete er mit Toleranz, doch für ihre beengte Vergangenheit hatte er kein Verständnis.

„Jedenfalls“, fuhr er fort, „nehmen Sie das als zweiten Rat, Mr. Moody: Suchen Sie sich einen Freund. Viele von denen da draußen wären froh über ein zweites Paar Hände. So geht das, finden Sie einen Kameraden und bilden Sie ein Duo. Hab noch nie von einem gehört, der es allein geschafft hätte. Haben Sie eine Goldgräberkluft und einen Rucksack dabei?“

„Ich fürchte, in dieser Hinsicht hat mir das Wetter einen Strich durch die Rechnung gemacht“, sagte Moody. „Mein Gepäck ist noch an Bord des Schiffs; es war so stürmisch, dass das Schiff die Sandbank nicht überqueren konnte, und man hat mir gesagt, ich könne meine Habe morgen Nachmittag bei der Zollbehörde abholen. Ich selbst wurde wie die anderen Passagiere in einem Leichter gebracht – von einer kleinen Mannschaft sehr tüchtig gerudert.“

„O ja“, sagte Balfour etwas nüchterner. „Allein im vergangenen Monat hatten wir an der Sandbank drei Schiffbrüche. Scheußliche Sache. Aber sogar da lässt sich Geld machen. Wenn Schiffe einlaufen, schert das keinen. Aber wenn sie ablegen – wenn sie in See stechen, dann haben sie Gold an Bord.“

„Man hat mir gesagt, es sei besonders gefährlich, hier in Hokitika zu landen.“

„Besonders gefährlich – o ja. Und daran kann man nichts ändern, wenn das Schiff länger als hundert Fuß ist. Da könnte es so viel Dampf rausblasen, wie es will, und es würde ihm doch nichts nützen, um rüberzukommen. Kapitales Feuerwerk, wenn die Notsignale ringsum aufflackern. Aber das gilt nicht nur für Dampfer. Nicht nur für die großen Schiffe. Die Sandbank von Hokitika ist für jeden tückisch, Walter. Diese Sandbank bringt beim falschen Gezeitenstrom sogar einen Schoner zum Kentern.“

„Das glaube ich gern“, sagte Moody. „Unser Schiff war eine Bark, nicht zu groß, wendig, sturmerprobt, und dennoch wollte der Kapitän das Risiko nicht eingehen. Er entschied sich dafür, auf der Reede vor Anker zu gehen und bis zum Morgen abzuwarten.“

„War das nicht die *Waterloo*? Sie verkehrt regelmäßig zwischen Chalmers und hier.“

„Nein, es war ein Frachtschiff in Privatbesitz“, sagte Moody. „Es heißt *Godspeed*.“

Hätte er eine Pistole gezogen, hätte er kaum mehr Verblüffung verursachen können. Moody blickte sich um (noch immer mit freundlicher Miene) und sah, dass die Aufmerksamkeit aller Anwesenden nunmehr ausschließlich auf ihn gerichtet war. Mehrere ließen ihre Zeitung sinken; wer sich schlummernd gestellt hatte, riss die Augen auf, und einer der Billardspieler trat einen Schritt auf Moody zu, in das Licht der Lampe.

Auch Balfour war zusammengezuckt, als er den Namen der Bark hörte, doch seine grauen Augen begegneten Moodys Blick gelassen. „Tatsächlich?“, sagte er, und für einen Augenblick schien er alle Leutseligkeit und Großspurigkeit abzuschütteln, die sein Betragen bisher geprägt hatten. „Ich muss gestehen, dass der Name dieses Schiffs mir nicht unbekannt ist, Mr. Moody – nicht unbekannt –, aber ich würde mich gern auch vergewissern, wie der Kapitän heißt, wenn Sie nichts dagegen haben.“

Moody suchte Balfours Miene eingehend nach einem ganz bestimmten Ausdruck ab, einem Ausdruck, den laut zu benennen, hätte man ihn dazu genötigt, ihm peinlich gewesen wäre. Er versuchte festzustellen, ob Balfour aussah, als quälte ihn eine ganz bestimmte Erinnerung. Moody war überzeugt, dass Balfours Miene nur zu deutlich verraten würde, was in seinem Geist vorging, sollte ihm das übernatürliche Grauen, das Moody auf der *Godspeed* erlebt hatte, bekannt vorkommen. Doch Balfour wirkte lediglich ein wenig hellhörig, so wie jemand, der erfährt, dass einer seiner Gläubiger auf dem Weg zu ihm ist, und sich Ausflüchte und einen Ausweg zurechtzulegen beginnt – aber keineswegs gequält oder verängstigt. Moody war sich sicher, dass jeder, der erlebt hätte, was er erlebt hatte, davon gezeichnet sein musste. Und doch hatte

Balfour sich unmerklich verändert; er wirkte wie auf der Hut, sein Blick war wachsam. Diese Veränderung war ein Ansporn für Moody. Mit plötzlicher Erregung merkte er, dass er den anderen unterschätzt hatte.

„Ich glaube, der Kapitän heißt Carver“, sagte er langsam, „Francis Carver, wenn ich mich recht erinnere. Ein athletischer Mann mit finsterer Miene und einer weißen Narbe auf der Wange – ist das der, den Sie meinen?“

„Das ist er.“ Balfour sah nun Moodys Gesicht forschend an. „Es würde mich sehr interessieren zu erfahren, wie Sie die Bekanntschaft Mr. Carvers gemacht haben“, sagte er. „Sofern Sie meine Neugier entschuldigen wollen.“

„Sie müssen verzeihen, ich habe seine Bekanntschaft nicht gemacht“, sagte Moody. „Jedenfalls bin ich mir sicher, dass er mich nicht wiedererkennen würde, wenn er mir begegnete.“

Er hatte beschlossen, seiner neuen Strategie zu folgen und Balfours Fragen höflich und vorbehaltlos zu beantworten, denn das würde ihm erlauben, später selbst einige Fragen zu stellen. Moody war in der Kunst der Diplomatie nicht unbewandert. Als Kind hatte er instinktiv erkannt, dass es stets besser war, mit offenherziger Miene eine Teilwahrheit zu offenbaren, als die ganze Wahrheit defensiv zu erzählen. Der Anschein von Bereitwilligkeit war viel wert, indem er zumindest Gegenseitigkeit verlangte, Fairness. Moody sah sich nicht wieder um, sondern hielt die Augen weit geöffnet, wahrte eine unbeschwerte Miene und sprach nur Balfour an, als wären die elf Männer ringsum, die ihn anstarrten, ihm völlig gleichgültig.

„In diesem Fall“, sagte Balfour gerade, „erlaube ich mir die Vermutung, dass Sie Ihre Fahrkarte beim Maat des Schiffs gekauft haben.“

„Habe ihn direkt bezahlt, Sir.“

„Sie hatten ein Abkommen mit dem Mann getroffen?“

„Die Besatzung hatte sich dieses System ausgedacht, mit Zustimmung des Kapitäns“, erwiderte Moody. „Vermutlich, um ein paar Shilling mehr einzustreichen. Es gab keine Kojen – man wurde unter Deck geschickt und bekam eingeschärft, sich nicht von der Stelle zu rühren und der Mannschaft nicht in den Weg zu geraten. Das war alles andere als gemütlich, aber wie Sie wissen, war ich gezwungen, Dunedin so schnell wie möglich zu verlassen, und die *Godspeed* war das einzige Schiff, das an diesem Tag auslief. Den Maat hatte ich vor dem Fahrkartenkauf nicht gekannt, so wenig wie die anderen Passagiere oder die Besatzung.“

„Wie viele Passagiere fuhren unter diesen Bedingungen mit?“

Moody begegnete Balfours Blick gelassen. „Acht“, sagte er und steckte sich die Zigarre in den Mund.

Balfour fasste sofort nach. „Das heißt, Sie und sieben andere? Acht insgesamt?“

Moody war nicht bereit, die Frage direkt zu beantworten. „Die Passagierliste wird in der Montagsausgabe der Zeitung abgedruckt sein. Sie können sie dann selbst überprüfen“, sagte er mit leicht ungläubigem Gesichtsausdruck, als wäre Balfours Bedürfnis nach Klarheit nicht nur unnötig, sondern unangebracht. Er fügte hinzu: „Mein wahrer Name wird natürlich nicht aufscheinen. Ich bin unter dem Namen Philip de Lacy gereist, dem Namen des Mannes, dessen Papiere ich in Dunedin erworben habe. Walter Moody befindet sich zurzeit, soweit die Behörden wissen, irgendwo im Südpazifik auf dem Weg nach Osten, wie ich vermute, nach Kap Horn.“

Balfours Miene war noch immer kühl. „Gestatten Sie mir bitte eine weitere Frage“, sagte er. „Ich wüsste gern nur das eine, ob Sie eine gute oder eine schlechte Meinung von ihm haben. Ich meine von Mr. Carver.“

„Ich weiß nicht, ob ich Ihre Frage zufriedenstellend beantworten kann“, sagte Moody. „Meine Einschätzung beruht nur auf Verdächtigungen und Gerüchten. Ich glaube, er hatte gewichtige Gründe, Dunedin zu verlassen, denn es eilte ihm mit der Abfahrt, obwohl ein Sturm angekündigt war, aber ich weiß nicht, welcher Art seine Gründe gewesen sein mögen. Ich habe ihn nicht kennengelernt und ihn die ganze Fahrt über nur aus der Ferne gesehen – und das nicht oft, denn er hielt sich die meiste Zeit in seiner Kapitänskajüte auf. Sie sehen also, dass ich nicht viel weiß. Aber –“

„Aber?“, ermunterte ihn Balfour, als Moody innehielt. Moody wartete.

„Um ehrlich zu sein, Sir“, sagte Moody und bewegte sich leicht, sodass er dem anderen direkt ins Gesicht sah, „habe ich an Bord gewisse Dinge in Zusammenhang mit der Fracht des Schiffs herausgefunden, die mich daran zweifeln lassen, dass es bei dieser Ladung mit rechten Dingen zugegangen ist. Wenn ich eines mit Gewissheit sagen kann, dann dies: Ich wollte mir Mr. Carver nicht zum Feind machen, sollte es in meiner Macht stehen, dies zu vermeiden.“

Der dunkelhaarige Mann linker Hand von Moody war erstarrt. „Sie haben in der Fracht etwas entdeckt, sagten Sie?“, mischte er sich nun ein und beugte sich vor.

Aha!, dachte Moody, und dann: Das ist der richtige Moment, um meine Forderung vorzubringen. Er wandte sich zu dem Mann. „Bitte verzeihen Sie, wenn ich dies nicht näher erörtern möchte“, sagte er. „Es geschieht nicht aus Missachtung Ihnen gegenüber, Sir, aber wir kennen einander nicht – besser gesagt, ich kenne Sie nicht, denn meine Unterhaltung mit Mr. Balfour an diesem Abend hat mehr Ohren erreicht als nur die seinen. In dieser Hinsicht befinde ich mich im Nachteil; nicht mir selbst gegenüber, denn ich habe mich offen und ehrlich

vorgestellt, aber Ihnen gegenüber, denn Sie haben meine Bekanntschaft einseitig gemacht und haben meine Lebensgeschichte unaufgefordert und ohne Erwiderung vernommen. Ich habe nichts zu verbergen, was diese oder irgendeine andere Reise betrifft, doch ich muss gestehen“ (wieder an Balfour gewandt), „dass ich es als etwas kränkend empfinde, mich so unbarmherzig ausgefragt, ja, verhört zu fühlen von jemandem, der von seinen eigenen Motiven nichts preisgibt.“

Diese Worte waren für Moodys Verhältnisse relativ aggressiv, doch er hatte sie ruhig und mit Würde gesprochen, und er wusste, dass er im Recht war. Er blinzelte nicht, sondern hielt den Blick auf Balfour gerichtet und wartete, seine sanften Augen weit geöffnet, auf die Reaktion des anderen. Balfours Blick glitt hastig zu dem Dunkelhaarigen, der sich in ihr Gespräch eingemischt hatte, und dann schnell zu Moody zurück. Er atmete laut aus. Er erhob sich von seinem Sessel, warf seinen Zigarrenstumpen ins Feuer und streckte die Hand aus. „Ihr Glas könnte etwas Nachschub gebrauchen, Mr. Moody“, sagte er. „Bitte erlauben Sie mir, Sie damit zu versehen.“

Er ging schweigend zu dem Serviertisch, gefolgt von dem Dunkelhaarigen, der mit dem Kopf fast die niedrige Zimmerdecke streifte, als er sich zu voller Größe aufgerichtet hatte. Er beugte sich zu Balfour und flüsterte ihm hastig etwas ins Ohr. Balfour nickte und flüsterte zurück. Es handelte sich offenbar um eine Anweisung, denn der große Mann ging daraufhin zum Billardtisch, machte dem blonden Mann ein Zeichen, worauf dieser zu ihm trat und von ihm eine geflüsterte Botschaft erhielt. Der blonde Mann begann sogleich energisch zu nicken. Als Moody sie beobachtete, spürte er, wie seine gewohnte Geistesgegenwart wiederkehrte. Der Brandy hatte ihn aufgemuntert, er war im Warmen und im Trockenen,

und nichts konnte seine Lebensgeister mehr wecken als die Aussicht auf eine Geschichte.

Wenn ein Mensch in einer seelischen Zwangslage genötigt ist, sich mit einem anderen Problem zu beschäftigen, das ihn nicht näher betrifft, kann sich dies wohltuend auf das eigene Problem auswirken. Das empfand Moody in diesem Augenblick. Zum ersten Mal, seit er den Leichter verlassen hatte, konnte er mit klarem Kopf über sein schreckliches Erlebnis nachdenken. Angesichts des neuen Geheimnisses war seine persönliche Erinnerung auf einmal weniger bedrückend. Er konnte sich den Anblick vergegenwärtigen, der ihn so quälend heimsuchte – den Toten, der ins Leben zurückkehrte, seine blutige Kehle und seinen Schrei –, und all das unglaublich, ja unerhört finden, immer noch entsetzlich, aber nicht mehr völlig unerklärlich. Die Geschichte hatte einen gewissen Wert erhalten: Er konnte sie als Tauschobjekt anbieten und von ihr profitieren.

Er beobachtete, wie die geflüsterte Botschaft von Mann zu Mann ging. Einzelne Wörter konnte er nicht heraushören – schon das Durcheinander unvertrauter Akzente machte das unmöglich –, doch es stand außer Frage, dass es um etwas ging, was jeden der Anwesenden gleichermaßen betraf. Er zwang seinen Verstand, die Situation umsichtig und überlegt zu beurteilen. Unaufmerksamkeit hatte ihn an diesem Abend schon einmal zu einem vorschnellen Urteil verleitet; er wollte sich kein zweites Mal irren. Irgendein Komplott wurde offenbar gerade geschmiedet oder eine Allianz gegen jemand anderen, vielleicht diesen Mr. Carver. Sie waren zu zwölft, was Moody an Geschworene denken ließ … aber die Anwesenheit der Chinesen und des Maoris sprach dagegen. Hatte er irgendeine Geheimgesellschaft gestört? Aber was für eine Geheimgesellschaft konnte eine so große Vielfalt an

Rassen, Vermögensverhältnissen und Berufen aufweisen?

Es erübrigt sich zu sagen, dass Walter Moody sich nichts von seinen Gedanken anmerken ließ. Er trug einen Gesichtsausdruck zur Schau, der die perfekte Mischung aus Verblüffung und Bedauern war, als wolle er kundtun, wie sehr er sich des Ungemachs bewusst war, das er bewirkte, dass er jedoch nicht die geringste Ahnung hatte, worin dieses Ungemach bestehen mochte, und dass er sich bereitwillig so verhalten würde, wie man es von ihm verlangte.

Draußen änderte der Wind seine Richtung und sandte einen feuchten Windstoß den Kamin hinunter, sodass die glühende Asche scharlachrot aufleuchtete und Moody für einen kurzen Augenblick das Salz des Meeres riechen konnte.

Die Unruhe im Kamin schien den dicken Mann am Feuer anzustecken. Er hievte sich schnaufend aus seinem Sessel und watschelte zu den anderen am Serviertisch. Als er sich zu ihnen gesellte, war Moody mit dem Mann im Fischgrätanzug allein am Feuer, und dieser beugte sich nun vor und sprach.

„Ich würde mich gerne vorstellen, wenn Sie nichts dagegen haben", sagte er und öffnete zum ersten Mal sein silbernes Zigarettenetui, dem er eine Zigarette entnahm. Er sprach mit eindeutig französischem Akzent, und sein Ton war knapp und höflich. „Mein Name ist Aubert Gascoigne. Ich hoffe, Sie verzeihen, dass ich Ihren Namen bereits weiß."

„Wissen Sie", sagte Moody, nicht wenig überrascht, „ich glaube, ich kenne auch Ihren Namen."

„Dann sind wir in der gleichen Lage", sagte Aubert Gascoigne. Er hatte nach seinen Streichhölzern getastet. Nun hielt er inne, die Hand in der Brusttasche, wie ein schneidiger Oberst, der für ein Porträt posiert. „Aber Sie machen mich neugierig. Wie kommt es, dass Sie mich kennen, Mr. Moody?"

„Ich las heute Abend Ihren Artikel in der Freitagsausgabe der *West Coast Times* – habe ich recht? Wenn ich mich recht entsinne, war es eine Stellungnahme zu der Rechtsprechung des hiesigen Polizeirichters."

Gascoigne lächelte und holte seine Streichhölzer hervor. „Nun verstehe ich. Ich bin die Neuigkeit von gestern." Er schüttelte ein Streichholz aus der Schachtel, hob einen Stiefel zum Knie und strich das Holz an der Sohle an.

„Verzeihen Sie", begann Moody, der befürchtete, etwas Kränkendes gesagt zu haben, doch Gascoigne schüttelte den Kopf.

„Ich bin nicht gekränkt", sagte er. „So, so, Sie kommen als Fremder in eine Ihnen unbekannte Stadt, und was tun Sie als Erstes? Sie stoßen auf eine Zeitung vom Vortag und lesen das Gerichtsbulletin. Sie erfahren zum einen die Namen der Gesetzesbrecher und zum anderen die der Gesetzesvertreter. Keine üble Strategie."

„Es war keine Absicht", sagte Moody bescheiden.

Gascoignes Name war ihm auf der dritten Seite der Zeitung begegnet, unter einem kurzen Text über die Schändlichkeit verbrecherischen Tuns. Darüber war eine Liste aller im Lauf des Monats erfolgten Festnahmen abgedruckt. (Moody konnte sich an keinen einzigen Namen aus der Liste erinnern, und Gascoignes Namen hatte er tatsächlich nur im Gedächtnis behalten, weil sein einstiger Lateinlehrer Gascoyen geheißen hatte und die Ähnlichkeit ihm aufgefallen war.)

„Vielleicht nicht", erwiderte Gascoigne, „aber es hat Sie dennoch sofort zu dem Gegenstand unserer Besorgnis geführt, der seit zwei Wochen allgemeines Gesprächsthema ist."

Moody runzelte die Stirn. „Bagatelldelikte?"

„Ein Delikt vor allem."

„Soll ich raten?", fragte Moody leichthin, als der andere schwieg.

Gascoigne zuckte die Achseln. „Es tut nichts zur Sache. Ich spreche von der Hure."

Moody hob die Augenbrauen. Er versuchte, sich die Auflistung der Festnahmen zu vergegenwärtigen – ja, vielleicht war eine Frau darunter. Er fragte sich, was jedermann in Hokitika an der Einkerkerung einer Hure interessieren konnte. Es dauerte eine Weile, bis er die richtigen Worte für eine Antwort fand, und zu seiner Überraschung lachte Gascoigne. „Ich mache mich über Sie lustig", sagte er. „Das dürfen Sie nicht zulassen. Das Delikt war natürlich nicht angegeben, aber wenn Sie mit etwas Phantasie lesen, werden Sie es erraten. Sie nennt sich Anna Wetherell."

„Ich weiß nicht, ob ich mit Phantasie lesen kann."

Gascoigne lachte wieder und atmete eine scharfe Rauchwolke aus. „Aber Sie sind doch Rechtsanwalt, oder?"

„Nur von der Ausbildung her", sagte Moody steif. „Ich habe noch nie praktiziert."

„Nun gut: Die Verlautbarungen des Polizeirichters haben immer eine Nebenbedeutung", erklärte Gascoigne. „Gentlemen von Westland – das ist der erste Anhaltspunkt. Vergehen gegen die guten Sitten – das ist der zweite."

„Ich verstehe", sagte Moody, obwohl er nichts verstand. Sein Blick wanderte unstet über Gascoignes Schulter: Der dicke Mann hatte sich zu den zwei Chinesen begeben und kritzelte etwas auf das Vorsatzpapier seines Notizbuchs, das sie lesen sollten. „War die Frau vielleicht zu Unrecht eingesperrt worden? War es das, was so große Aufmerksamkeit erregte?"

„Oh, sie wurde nicht ihres Gewerbes wegen eingesperrt", sagte Gascoigne. „Um so etwas schert sich die Polizei keinen Pfifferling! Solange man das diskret regelt, weiß unsere Polizei von nichts."

Moody wartete. Gascoignes Art zu sprechen hatte etwas Beunruhigendes: so vertraulich wie vorsichtig. Moody hatte den Eindruck, ihm nicht trauen zu können. Der Schreiber mochte Mitte dreißig sein. Sein helles Haar wurde über den Ohren allmählich silbrig, und er hatte einen hellblonden Schnurrbart, in der Mitte geteilt. Sein Anzug mit Fischgrätmuster saß eng.

„Ja", fügte Gascoigne nach einer Pause hinzu, „der Polizeibeamte persönlich hat Zeugnis für sie abgelegt, unmittelbar nach ihrer Überführung in das Gefängnis!"

„Ihre Überführung in das Gefängnis?", wiederholte Moody und kam sich sehr töricht vor. Er wünschte, der andere würde weniger in Rätseln sprechen und sich ausführlicher äußern. Gascoigne wirkte kultiviert (neben ihm nahm Thomas Balfour sich so ungeschlacht wie ein Türpfosten aus), doch seine Kultiviertheit hatte etwas Vergrämtes. Er sprach wie ein enttäuschter Mann, für den Makellosigkeit nur als Erinnerung existierte – und als etwas Betrauertes, weil er es verloren hatte.

„Sie kam vor Gericht, weil sie sich umbringen wollte", sagte Gascoigne. „Das hat doch eine gewisse Absurdität, oder? Verurteilt für einen Versuch."

Moody fand es nicht angebracht zuzustimmen, und ohnedies wollte er das Thema wechseln. Deshalb sagte er: „Und der Kapitän meines Schiffs – Mr. Carver? Er hat etwas mit dieser Frau zu tun, nicht wahr?"

„O ja, Carver hat mit ihr zu tun", sagte Gascoigne. Er blickte auf die Zigarette in seiner Hand, war von ihr offenbar mit einem Mal angewidert und warf sie ins Feuer. „Er hat sein eigenes Kind ermordet."

Moody schrak entsetzt zurück. „Verzeihung?"

„Man kann es natürlich nicht beweisen", sagte Gascoigne finster. „Aber der Mann ist ein Unmensch. Sie haben recht, dass Sie nichts mit ihm zu tun haben wollen."

Moody starrte ihn an, wieder um eine Antwort verlegen.

„Jeder Mann hat seine eigene Währung“, sagte Gascoigne nach kurzem Schweigen. „Vielleicht Gold, vielleicht Frauen. Anna Wetherell war beides, verstehen Sie?“

In diesem Augenblick kam der dicke Mann mit frisch gefülltem Glas herbei. Er setzte sich, sah zuerst Gascoigne an, dann Moody, und schien sich daraufhin undeutlich der gesellschaftlichen Verpflichtung zu entsinnen, sich vorzustellen. Er beugte sich vor und streckte die Hand aus. „Heiße Dick Mannering.“

„Ist mir ein Vergnügen“, sagte Moody etwas mechanisch. Er war ratlos. Er wünschte, Gascoigne wäre nicht in diesem Moment unterbrochen worden und er hätte ihn weiter über die Sache mit der Hure ausfragen können. Nun wäre es taktlos gewesen, das Thema wieder zur Sprache zu bringen; ohnedies hatte Gascoigne sich in seinen Ohrenbackensessel zurückgezogen, und seine Miene hatte sich verdüstert. Er drehte wieder sein Zigarettenetui zwischen den Händen.

„Prince-of-Wales-Opernhaus, das bin ich“, sagte Mannering, während er sich zurücklehnte.

„Kapital“, sagte Moody.

„Das einzige Spektakel in der ganzen Stadt.“ Mannering klopfte mit den Knöcheln auf die Sessellehne und suchte angestrengt nach einer Möglichkeit, das Gespräch fortzusetzen. Moody spähte zu Gascoigne hinüber, doch der Gerichtsschreiber hielt den Blick griesgrämig in den Schoß gerichtet. Es stand außer Frage, dass das Wiederkommen des Dicken Gascoigne über alle Maßen verärgert hatte, und ebenso stand außer Frage, dass er sich nicht bemüßigt sah, diese Verärgerung vor demjenigen zu verbergen, der sie verursacht hatte und dessen Gesicht, wie Moody peinlich berührt bemerkte, ein sehr dunkles Rot angenommen hatte.

„Ihre Uhrkette habe ich vorhin bewundert“, sagte Moody schließlich, an Mannering gewandt. „Ist das Gold aus Hokitika?“

„Hübsch, nicht wahr?“, sagte Mannering, ohne den Blick zu senken oder die Hand zu heben, um den bewunderten Gegenstand zu berühren. Er klopfte abermals auf die Sessellehne. „Das sind Nuggets aus Clutha. Ich war in Kawarau, Dunstan und dann Clutha.“

„Ich muss gestehen, dass die Namen mir nicht vertraut sind“, sagte Moody. „Ich nehme an, es handelt sich um Otago-Goldfelder?“

Mannering bestätigte das, und dann verbreitete er sich über das Thema der Goldgräberfirmen und des Einsatzes von Baggern.

„Sie sind hier alle Goldgräber?“, fragte Moody, als Mannering seinen Vortrag beendet hatte, und beschrieb mit den Fingerspitzen einen kleinen Kreis in der Luft, um anzudeuten, was er meinte.

„Kein einziger – das heißt, bis auf den Chinesen“, sagte Mannering. „Man nennt uns Blutsauger, obwohl die meisten von uns selber in der Mine angefangen haben. Wo findet man das meiste Gold eines Goldfelds? In den Hotels. In den Kneipen. Die Goldgräber geben alles aus, was sie gefunden haben. Ich sage Ihnen was: Sie wären besser beraten, ein Lokal zu eröffnen, als in die Berge aufzubrechen. Besorgen Sie sich eine Lizenz und fangen Sie an, Grog zu verkaufen.“

„Das ist sicher ein guter Rat aus eigener Erfahrung“, sagte Moody.

Mannering ließ sich wieder in seinen Sessel sinken und schien von dem Kompliment recht geschmeichelt zu sein. Ja, er hatte die Goldfelder verlassen und bezahlte nun andere dafür, auf seinen Claims für einen Prozentsatz der Erträge zu arbeiten. Er stammte aus Sussex. Hokitika war kein schlechter

Ort, aber es gab nicht genug Mädchen für eine Stadt dieser Größe. Harmonie jeder Art lag ihm am Herzen; seine Oper hatte er nach dem Adelphi im Londoner West End gestalten lassen. Er war der Ansicht, dass das bewährte Spektakel mit Verköstigung immer noch das Beste war. Kneipen waren ihm zuwider, und von Dünnbier wurde ihm übel. Die Überschwemmungen in Dunstan waren grauenhaft gewesen, grauenhaft. Der Regen in Hokitika war schwer zu ertragen; er war jederzeit bereit zu bekräftigen, dass es nichts Schöneres gab als einen vierstimmigen Satz – Melodien wie Fäden in einem Seidenstoff.

„Ausgezeichnet", murmelte Moody. Gascoigne hatte sich während dieses Selbstgesprächs nicht bewegt, abgesehen von dem zwanghaften Rhythmus, mit dem er den silbernen Gegenstand in seinem Schoß mit seinen langen, blassen Händen hin und her bewegte. Mannering wiederum hatte die Gegenwart des Gerichtsschreibers gar nicht zur Kenntnis genommen und hatte seine Ansprache auf eine Stelle drei Fuß oberhalb von Moody Kopf gerichtet, als wäre auch Moodys Anwesenheit ihm letzten Endes gleichgültig.

Zuletzt gelangte das geflüsterte Drama, das sich neben ihnen abspielte, zu einem Ende, und das Geplapper des dicken Mannes erstarb. Der dunkelhaarige Mann kam zurück und setzte sich an seinen vorherigen Platz links neben Moody; Balfour folgte ihm und brachte zwei große Gläser voll Brandy mit. Eines der Gläser reichte er Moody, wehrte dessen Dank mit einer Handbewegung ab und setzte sich.

„Ich schulde Ihnen eine Erklärung", sagte er, „für die Unhöflichkeit, mit der ich Sie vorhin ausgefragt habe, Mr. Moody – Sie müssen nicht den Kopf schütteln, so ist es. Die Wahrheit, nun ja, die Wahrheit hat das Recht auf ihre eigene Geschichte, und ich will sie so kurz erzählen, wie ich kann."

„Wenn Sie so freundlich wären, uns zu vertrauen", fügte Gascoigne neben Balfour hinzu, im unerquicklichen Bestreben, Höflichkeit vorzutäuschen.

Der dunkelhaarige Mann beugte sich plötzlich vor und sagte: „Will einer der Anwesenden Einwendungen erheben?"

Moody sah sich blinzelnd um, doch niemand meldete sich zu Wort.

Balfour nickte; er wartete noch einen Augenblick, als wollte er die eigene Höflichkeit zu der der anderen hinzufügen, bevor er den Faden wieder aufnahm.

„Lassen Sie mich eines zuerst sagen", sagte er zu Moody, „ein Mann wurde ermordet. Dieses Scheusal, von dem Sie sprachen – ich meine Carver; ich will ihn nicht Kapitän nennen –, er ist der Mörder, obwohl mich der Teufel holen soll, wenn ich Ihnen sagen könnte, wie oder warum er es getan hat. Ich weiß es aber so gewiss, wie ich das Glas in Ihrer Hand sehe. Wenn Sie jetzt so freundlich wären, ein Stück aus der Geschichte dieses Schurken zu hören, dann könnten Sie … nun, dann wären Sie in Ihrer Position vielleicht bereit, uns zu helfen."

„Entschuldigen Sie, Sir", sagte Moody. Als der Mord erwähnt wurde, hatte sein Herz ungestüm zu klopfen begonnen – vielleicht gab es doch einen Zusammenhang mit dem Gespenst an Bord der Godspeed. „In meiner Position?"

„Er will sagen, mit Ihrem Gepäck noch an Bord", sagte der Dunkelhaarige. „Und mit Ihrem Termin bei den Zollbehörden morgen Nachmittag."

Balfour wirkte leicht irritiert; er machte eine abwehrende Handbewegung. „Darüber können wir später sprechen", sagte er. „Ich bitte Sie nur, zuerst die Geschichte zu hören."

„Gewiss will ich zuhören", sagte Moody und betonte das letzte Wort ganz leicht, als wolle er den anderen davor warnen, mehr zu erwarten oder zu verlangen. Ihm war, als hätte er

ein Grinsen über Gascoignes bleiches Gesicht huschen sehen, doch im nächsten Augenblick war die Miene des Mannes wieder verdrießlich.

„Selbstverständlich – selbstverständlich“, sagte Balfour, der den diskreten Wink verstanden hatte. Er stellte sein Brandyglas ab, legte die Fingerknöchel aneinander und ließ sie hörbar knacken. „Nun gut. Mr. Moody, ich will versuchen, Sie mit dem Grund unserer Versammlung vertraut zu machen.“

1. Auflage
Deutsche Erstausgabe November 2015
btb Verlag in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München
Copyright © 2013 by Eleanor Catton
Illustrationen © Barbara Hilliam
ISBN 978-3-442-75479-3
www.btb-verlag.de

Alle Texte übersetzt von Melanie Walz
© btb Verlag 2015

»Hin und wieder bekommt man einen Roman in die Finger, der einen seelisch zerlegt und wieder zusammenfügt und mit einem Gefühl zurücklässt, als hätte man einen Urlaub mit einem überlegenen Geist verbracht.«

The New Zealand Herald

»›Die Gestirne‹ ist ein Buch, das Staunen macht. Eine Welt eröffnet sich vor unseren Augen und verschließt sich wieder, und die Seele der Menschen wird in all ihrer Widersprüchlichkeit enthüllt.

Und in ihrer Größe.«

The New York Times

NEUSEELAND ZUR ZEIT DES GOLDRAUSCHES 1866: Als der Schotte Walter Moody nach schwerer Überfahrt nachts in der Hafenstadt Hokitika anlandet, trifft er im Rauchzimmer des örtlichen Hotels auf eine Versammlung von zwölf Männern, die eine Serie ungelöster Verbrechen verhandeln: Ein reicher Mann ist verschwunden, eine opiumsüchtige Hure hat versucht, sich das Leben zu nehmen, und eine ungeheure Summe Geld wurde im Haus eines stadtbekannten Säufers gefunden. Moody wird bald hineingezogen in das Geheimnis, das schicksalhafte Netz, das so mysteriös ist wie der Nachthimmel selbst.

© Robert Catto

ELEANOR CATTON wurde 1985 in Kanada geboren und wuchs in Christchurch, Neuseeland, auf. Sie studierte Englisch an der University of Canterbury und Kreatives Schreiben an der Victoria University of Wellington. 2008 nahm sie am Iowa Writers' Workshop teil. Bereits für ihren Debütroman „Anatomie des Erwachens" erhielt sie zahlreiche Auszeichnungen. Für ihren gut 1000 Seiten starken zweiten Roman »Die Gestirne« wurde sie 2013 als jüngste Autorin aller Zeiten mit dem renommierten Booker-Preis ausgezeichnet. Eleanor Catton lebt in Auckland und unterrichtet Kreatives Schreiben am Manukau Institute of Technology.